Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 17 (1898-1899)

Artikel: Die Jukagiren im äussersten Nordosten Asiens
Autor: Jochelson, Woldemar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322359

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

I.

Die Jukagiren im äussersten Nordosten Asiens.

Vortrag

gehalten in der Sitzung vom 6. Dezember 1898 von *Woldemar Jochelson* aus St. Petersburg.[1]

Einleitung.

Beinahe drei Jahre lang bereiste ich im Auftrage der Kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft den äussersten Nordosten der weit ausgedehnten Provinz Jakutsk und bin dabei in Gegenden gekommen, welche vor mir noch niemand besucht hatte. Ich habe die Tundra[2] durchwandert und das Grenzgebiet des Baumwachstums, ich bin auf die nackten Gebirgsketten des hohen Nordens gestiegen und dann hinab in die Zone der hochstämmigen Wälder, wobei ich alle in jenen Gegenden möglichen Arten des Fortkommens anzuwenden und alle Extreme der Temperatur zu erdulden hatte. Auf diese Weise lernte ich Sitten und Gebräuche mannigfaltiger, unter einander höchst verschiedener Stämme, wie die der Jakuten, Tungusen, Lamuten, Jukagiren, Tschuktschen, Koräken u. dgl., kennen und stellte vielfache Beobachtungen über die Natur in jenen Polargegenden an.

Die Lebensbedingungen in diesem weit entlegenen Lande sind aussergewöhnlich, die Natur rauh und höchst eigentümlich, die Bewohner fast gar nicht erforscht und ihre Geschichte

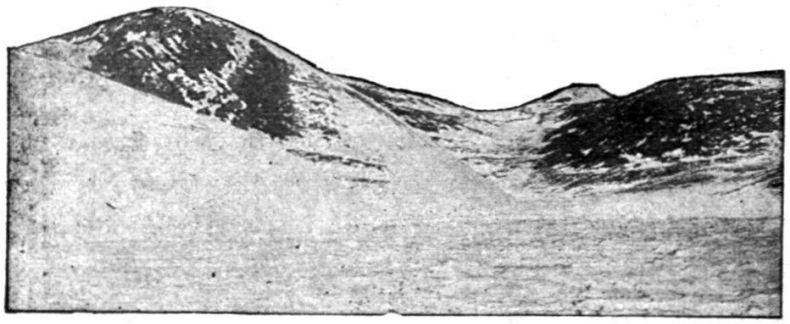
[1] Diese Schilderungen erschienen zuerst in der Zeitschrift „Mutter Erde“ (Berlin 1899). Sie gelangen hier mit einigen Aenderungen mit Erlaubnis der Redaktion jener Zeitschrift zum Abdruck.

[2] Moorgrund ohne Bäume, mit Moos bewachsen.

wenig bekannt. Das gilt besonders von den Jukagiren, denen die folgenden Schilderungen gewidmet sind.

Die von mir besuchten Gegenden sind jedoch nicht nur den Europäern im allgemeinen, sondern auch den Russen selbst so wenig bekannt, dass es mir unumgänglich erscheint, der Schilderung dieses Stammes und meines Aufenthaltes bei demselben einen kurzen Ueberblick über die Natur des Landes, die Zusammensetzung der Bewohner und die Lebensart der einzelnen Stämme vorauszuschicken.

Das Gebiet, auf das sich die nachfolgenden Schilderungen beziehen, umfasst zwei Bezirke der Provinz Jakutsk, nämlich die Bezirke Werchojansk und Kolymsk. Es wird im Norden vom Eismeer begrenzt, im Süden vom Gebirge von Werchojansk, im Westen von der Lena und im Osten vom Stanowoigebirge. Seine Ausdehnung übertrifft dreimal den Flächeninhalt Frankreichs, aber die Zahl seiner Einwohner erreicht kaum 20 000. Man kann oft mehrere hundert Werst (1 Werst = 1,06 km) reisen, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen.



Gebirgige Tundra.

Selbst viele gebildete Russen stellen sich diesen Teil von Nordsibirien als ein Flachland vor, dessen Tundren sich allmählich gegen das Eismeer hin senken, und doch ist diese Vorstellung vollständig irrig. Der ganze südliche und östliche Teil der in Rede stehenden Bezirke trägt den ausgeprägten Charakter eines Gebirgslandes mit einzelnen bis zu 8000 Fuss sich erhebenden Spitzen, und zwischen den diese Gegenden bewässernden und ins Eismeer mündenden Flüssen, wie Lena, Jana, Indigirka, Alaseja und Kolyma, ziehen sich wasserscheidende Gebirge, deren Ketten bis ans Meer reichen und auf dessen der Küste naheliegenden Inseln eine Fortsetzung haben.

Nur im Flussgebiet der Indigirka und im Zwischengebiet der Flüsse Alaseja und Kolyma finden wir Niederungen von

einer gewissen Ausdehnung, welche mit Sümpfen, Morästen, Teichen und Seen bedeckt sind. Diese stehenden Gewässer bilden ein vollständiges Netz zahlreicher Seen vom verschiedensten Umfang (Seen von 100 Werst Umfang an bis herunter zu kleinen Pfützen, die im Sommer austrocknen), die unter einander oder mit den Flüssen durch ein System natürlicher Kanäle, welche man dort *Wiski* nennt, verbunden sind. Aus der Vogelperspektive dürfte sich dieses Gebiet als ein Sieb mit unregelmässigen Oeffnungen darstellen.

Das Klima des Landes ist das rauheste auf der ganzen Erdoberfläche. Hier besteht das, was man Kältepol nennt. Etwas südlicher, in der Kreisstadt Werchojansk, beobachtete man 70° C. unter Null. Ich selbst habe während der Reise eine Kälte von — 67° C angetroffen.

Im allgemeinen kann man die klimatischen Verhältnisse jener Gegenden als kontinentalrauh bezeichnen. Je mehr man sich aber dem Eismeer nähert, desto mehr wird man gewahr, dass das Klima milder wird. Es gibt dort nicht mehr so hohe Kältegrade, wie die oben angezeigten, aber der Winter ist länger, der Sommer kalt und nebelig und die beständigen Winde bewirken, dass auch die geringsten Kältegrade empfindlich wirken.

Die Flüsse beginnen im Mai aufzutauen, in der Nähe der Mündungen erst Anfang Juni. Sie bedecken sich im September wieder mit Eis. Auf den Seen der Tundra steht das Eis noch im Juni und sogar im Juli; der Mangel jedweder Strömung bedingt das Fehlen der mechanischen Kraft, welche das Eis der Flüsse zertrümmert, und die Polarsonne des Sommers, wenngleich sie auch vom Horizonte nicht schwindet, schmilzt zu langsam die drei Meter dicken Eisschichten der Seen.

Der Boden taut nur auf ein Viertel bis höchstens einen halben Meter Tiefe auf. Eigentlich kann man dort die äussere Schicht der Erdrinde nicht Boden nennen: Eis mit Erde und Torf durcheinander gemischt bilden, wenn sie im Sommer auftauen, jenen chaotischen Zustand der Erdrinde während der ersten Schöpfungstage, da flüssige und feste Elemente noch nicht getrennt waren. Das ganze Land erscheint im Sommer als ein weiter Gras- oder Moosmorast, auf welchem sich Tausende von Seen befinden. Die *Wiski,* welche die Seen

unter einander verbinden, sind manchmal mit Sumpfpflanzen derart bedeckt, dass der unerfahrene Reisende sie gar nicht bemerkt und, an dieselben angelangt, plötzlich ein unangenehmes Bad in einem tiefen Kanal im flüssigen schwarzen Torf- und Sumpfschlamme nimmt.

Im Sommer hört im Lande fast aller Verkehr auf. Reitpferde waten bis an den Bauch im Sumpf. Renntiere kann man nur in bergigen Gegenden, wo das Wasser gut abfliessen kann, zum Reiten gebrauchen. Selbst die Hochebenen versumpfen leicht. Nur die Abhänge der Hügel und Berge, die im Sommer austrocknen, und das felsige Gebirge erscheinen als ein schwacher Versuch des Schöpfers, das Wasser vom festen Land zu scheiden, wobei dieser Schöpfungsprozess nicht zu Ende geführt wurde. Auch hätte die Vollendung dieser Scheidung für ein Polarland keinen Sinn. Würde es sich wohl gelohnt haben, das Wasser von der festen Erde für drei oder vier Monate zu trennen, wenn alle Flüssigkeiten während der übrigen Monate des Jahres in feste Massen sich verwandeln?

Im Winter stellt das von Eis gefesselte, mit Schnee bedeckte und der Sonne ganz entbehrende Land ein vollständiges Bild jener Periode dar, in welcher die Erde zum Absterben gelangt sein wird, wenn, wie die Astronomen vermuten, unsere Sonne, der Quell des irdischen Lebens, zum Erlöschen kommt.

Die Sonne brauchte nur während eines einzigen Sommers unter dem Horizonte zu bleiben, und das ganze karge organische Leben der Polargegend ginge zu grunde.

Zum Glück erscheint sie jedoch jeden Frühling, und die gesamte Pflanzen- und Tierwelt wird in den Stand gesetzt, im Sommer genug Wärmevorrat und Licht für den langen Winter anzusammeln.

Da sich das Land zwischen 64—74° (wie an der Mündung der Lena) nördlicher Breite ausdehnt, so kann seine Flora nicht überall die gleiche sein. Es ist interessant, zu beobachten, wie von der Küste des Polarmeeres gegen den Süden hin die vegetative Hülle der Erde ihren Charakter nach und nach ändert, wie das Moos und die Flechten der tiefen Tundra in die Sträucher und Zwerglärchen der an die Tundra grenzenden Zone übergehen, wie Bäume allmählich gewüchsiger und lebenskräftiger werden und wie endlich noch weiter hin ausser

der Lärche verschiedene Weidenarten, Espen, Birken und Pappeln erscheinen. Aber die Fichte (Pinus sylvestris) und die Tanne (Pinus abies) finden wir im Norden der Gebirge von Werchojansk noch nicht.

Die Grenze der Wälder erreicht an der Lena den 72° nördlicher Breite, gegen Osten jedoch sinkt diese Grenzlinie mehr nach Süden. So erreicht sie an der Kolyma nur 69°. Der am weitesten nach Norden vorkommende Baum ist in diesem Lande, wie in Sibirien überhaupt, die Lärche. Man darf sich aber diese Waldgrenze nicht als eine von Westen nach Osten laufende gerade Linie vorstellen; bald zieht sich der Wald mit engen Vorsprüngen längs den Thälern der Flüsse und auf den trockenen Hügeln in die Tundra hinaus, weit über die Waldgrenze hinaus, bald schneidet sich die nackte Tundra buchtförmig in die Zone der Wälder ein.

Die Landesflora dient zwar dem Menschen mit ihren Waldungen als Heizmaterial, ohne welches es unmöglich wäre, den langen Winter durchzubringen, sie dient mit ihren Moosen und Flechten den Renntieren und mit ihren Gräsern dem Vieh als Futter, ihre Beeren und einige Wurzeln bilden die einzige Pflanzennahrung der Einwohner; für den Ackerbau jedoch ist dieses Land vollständig untauglich.

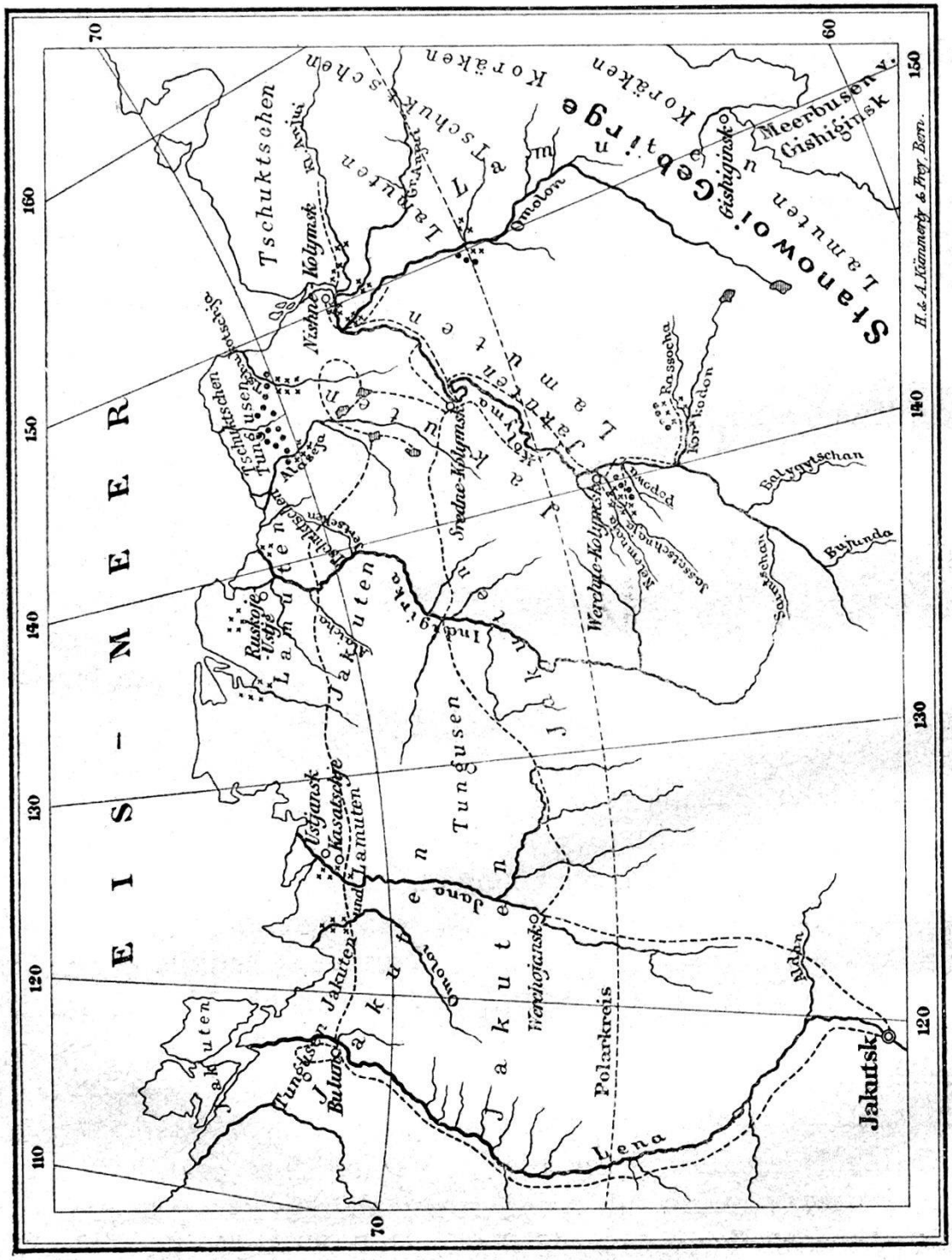
Die Eingeborenen, welche hie und da das von einem Reisenden oder einem russischen Kaufmann erbettelte Brot als Leckerbissen verzehren, glauben nicht, dass man mit demselben allein das Leben fristen könnte. Ihre Nahrung besteht aus dem Fleisch von Hornvieh (nur bei den Jakuten) und demjenigen der zahmen und wilden Renntiere, hauptsächlich aber aus den Fischen der Flüsse und der zahlreichen Seen. Da aber die Ergebnisse des Fischfanges und der Jagd von vielfachen Zufällen abhängig sind, so werden die Einwohner öfters von Hungersnot heimgesucht.

Die Zahl der Einwohner dieses ungastlichen und kalten Landes ist zwar gering, aber letztere zerfallen in viele Stämme, deren Lebensart ebenso verschieden gestaltet ist wie ihre Abstammung.

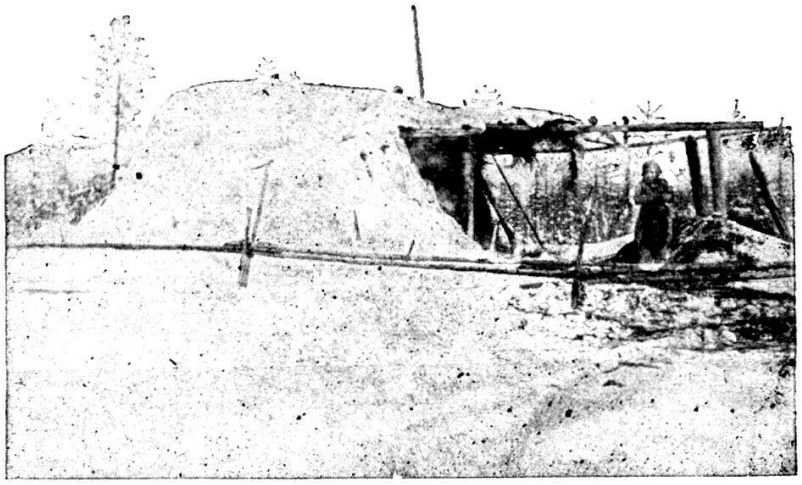
Keiner von den abgelegenen Winkeln Sibiriens beherbergt so viele verschiedene Splitter von eingewanderten Stämmen

und traurigen Resten autochthoner Völkerschaften, wie der Nordosten des Provinz Jakutsk.

Auf der beistehenden ethnographischen Karte gebe ich nach den Beobachtungen auf meinen Reisen eine Uebersicht der Wohn-


EIS-MEER
Tschuktschen
Korjaken
Lamuten
Jakuten
Tungusen
Stanowoi-Gebirge
Meerbusen v. Gishiginsk
Gishiginsk
Kolymsk
Nishne-Kolymsk
Werchne-Kolymsk
Werchojansk
Ustjansk
Jakutsk
Lena
Polarkreis
Omolon
Indigirka
Jana
Bulunda
Balyntschan
Rassocha
Kontokon
Ruskoje
Ustje
Kasatschje
Alaseja
Tungusischen
Tschuktschen
Lamuten
Jakuten
Tungusen
Korjaken
Lamuten
Jakuten
Tungusen
Jakuten
Jakuten
Jakuten

Eine der Völkerschaften des Gebietes, nämlich die jetzt schon mongolisierten Jakuten, gehört zum türkisch-tatarischen Stamme und soll von Centralasien in das von ihr jetzt bewohnte Gebiet der Provinz Jakutsk gekommen sein; andere, wie die Tungusen und Lamuten, Stammgenossen der in China herrschenden Mandschus, sind aus dem Flussgebiete des Amur eingewandert.



Eine Jurte der Polarjakuten im Winter.

Die Jukagiren, Tschuktschen, Tschuwanen und Koräken endlich sind die eigentlichen Aborigenen des Landes.

Bis jetzt haben die Ethnologen noch nicht bestimmt, zu welcher Gruppe von Stämmen letztere Völkerschaften gehören. Man nennt sie bald mit dem nichtssagenden Namen Hyperboreer, bald teilt man sie einer noch nicht näher bestimmten ethnischen Gruppe zu.

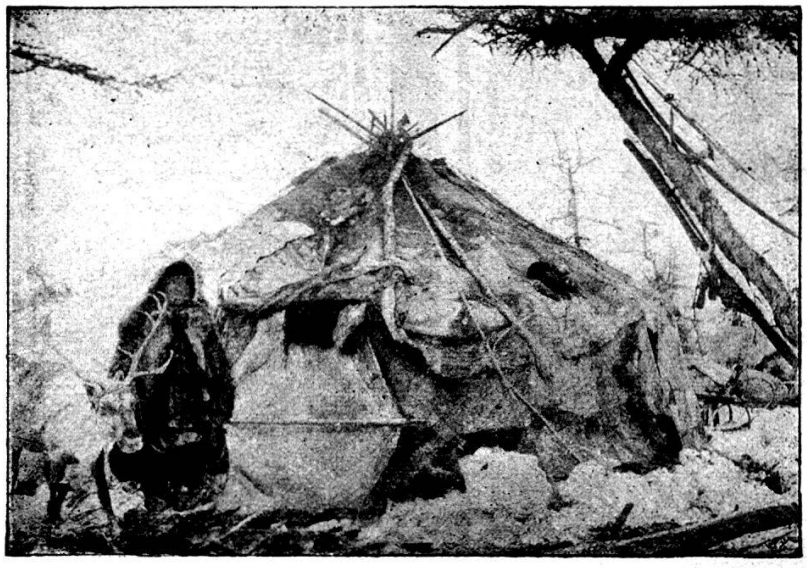
Einige Ethnologen, wie der russische Akademiker *L. v. Schrenk,* vermuten, dass auch diese Stämme Reste zahlreicherer und ehemals südlicher wohnender Völkerschaften sind, die in früheren Zeiten sich vor dem Andrang feindlicher Stämme bis an den Rand des Kontinents geflüchtet haben.

In letzterer Zeit werden Sprachen und Typen dieser Stämme einer eingehenderen Untersuchung unterzogen, und man kann schon jetzt behaupten, dass es Andeutungen gibt, die sowohl auf ihre geistige Verwandtschaft mit amerikanischen Stämmen, als auch auf die Aehnlichkeit ihres physischen Typus mit der mongolischen Rasse schliessen lassen. Jedenfalls haben die eingewanderten Stämme hie und da eine Vermischung des physischen Typus der Aborigenen und deren Sitten, Gebräuche und religiösen Anschauungen mit den ihrigen hervorgebracht.

Sagenhaften Erzählungen zufolge wanderten am frühesten von Süden nach Nordosten nomadisierende, renntierzuchttreibende, tungusisch-lamutische Geschlechter ein und fingen an, die hundezüchtenden Jukagiren zu verdrängen.

Erst nach der Eroberung der Provinz Jakutsk durch die Russen flüchtete sich ein Teil der an der Lena wohnenden Jakuten über das Gebirge von Werchojansk und brachte die früher hier unbekannten Pferde und das Hornvieh mit.

Begreiflicherweise bedingt die Verschiedenheit der Abstammung der Völkerschaften diejenige ihrer Lebensweise. Die Jakuten, als Viehzüchter von Hause aus, haben die Viehzucht eingebürgert, die jetzt im Bezirke Kolymsk am 69° ihre nördliche Grenze erreicht. Im Bezirke Werchojansk liessen die nördlichen Jakuten von der Viehzucht ab; sie sind hier Renntier- oder Hundezüchter geworden. Die Jukagiren waren ursprünglich halb nomadisierende Fischer und Hundezüchter; gegenwärtig hingegen sind einige ihrer Geschlechter lamutisiert worden und wandern mit Renntieren herum. Tungusen und Lamuten sind Geschlechtsnamen eines und desselben nomadisierenden, jagd- und renntierzuchttreibenden mongolischen Stammes, der unter dem Allgemein-Namen „Tungusen“ bekannt ist.[1] Sie gebrauchen Renntiere hauptsächlich zu Wanderungen, man kann



Eine Urassa (Zelt) der Tungusen.

[1] Im Amurlande gibt es einige Geschlechter von Tungusen, die Viehzucht, und andere, die auch Ackerbau treiben. Die Küsten-Tungusen des Meeres von Ochotsk, die man „Sitzende“, d. h. Sesshafte nennt, sind Fischer und Hundezüchter.

aber nur wenige von ihnen zu den eigentlichen Renntierzüchtern mit grossen Herden zählen, da die meisten von ihnen sich nicht vom Fleisch ihrer Renntiere ernähren, sondern von der Jagd und dem Fischfang leben.

Der Tunguse und Lamute bleibt sich gleich, sowohl auf der Tundra wie auch auf den Bergen. Auf der ersteren spannt er seine Renntiere an den Schlitten, *Narta* genannt, an, auf den letzteren reitet er auf ihnen. Die Berglamuten bilden somit unter den Nomaden gleichsam eine herumziehende Reiterei.

Die Tschuktschen, Koräken und Tschuwanen sind eigentliche Renntierzüchter, zuweilen Besitzer sehr grosser Herden, von welchen sie ihre Nahrung, ihre Kleidung und die Mittel zum Tauschhandel beziehen. Nur die sogenannten „sitzenden" renntierlosen Tschuktschen und Koräken, von denen die ersteren an der Küste des Eismeeres nach Osten vom Flusse Kolyma, und die letzteren am Behrings-Meer und am Ochotskischen Meere leben, beschäftigen sich mit dem Fange der Fische, Robben, Walrosse und Walfische. Im allgemeinen ist gegenwärtig die Zahl der Koräken im Kreise Kolymsk sehr gering, sie geraten dorthin zufälligerweise auf ihren Wanderungen von den äussersten östlichen Gegenden des Kontinents. Im Bezirk von Werchojansk gibt es auch keine Tschuktschen, ihre äusserste westliche Grenze ist die Indigirka.

Auf dem uns beschäftigenden Gebiete wohnen etwa 12,000 Jakuten, 2000 Tungusen und Lamuten, 700 Jukagiren, 200 Tschuwanen, 3000 Tschuktschen und 800 Russen.

Wir haben schon oben erwähnt, dass diese Verschiedenheit der Völkerschaften auch eine grosse Mannigfaltigkeit der Gebräuche und Sitten mit sich bringt, so ist auch die Form der Wohnungen eine verschiedene, je nach den einzelnen Völkerschaften.

Der Jakute gibt seiner *Jurta* die Form einer abgestutzten Pyramide, welche er aus schiefstehenden mit Lehm und Kuhdünger überworfenen Stangen aufbaut. Der Jukagire stellt seine *Numa* konisch auf, indem er das Stangengerippe mit Renntierfellen überzieht. Die tungusische *Urassa* wird von demselben Material wie die jukarische Numa hergestellt, mit dem Unterschiede jedoch, dass der konische Teil auf einen

Cylinder als Grundlage zu stehen kommt. Die Wohnung der Tschuktschen besteht aus einem äusseren in Form eines grossen unregelmässigen Zeltes aus Renntierfellen aufgebauten Gehäuse und der eigentlichen im Innern des Zeltes liegenden Wohnung, die einen Kubus oder ein Prisma bildet. Letzteres wird aus ungegerbten Renntierfellen ohne alle Oeffnungen hergestellt, so dass man eine Seite dieses Prisma aufheben muss, um in das Innere zu gelangen.

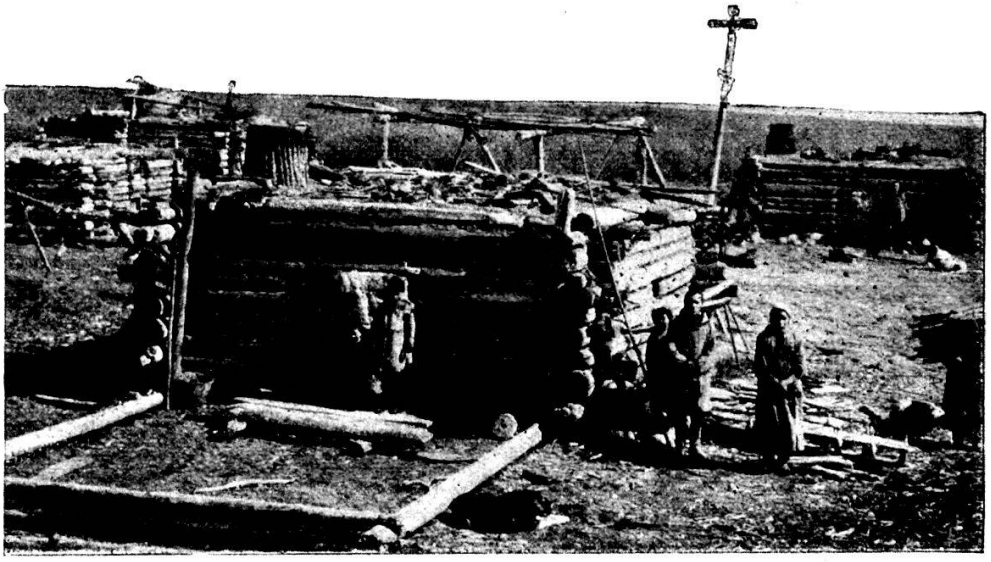
Jukagirische Numa (Zelt) an der Jassatschnaja.

Bei der Aufzählung der Bewohner dieses Landes ist es unumgänglich notwendig, auch seiner Eroberer, der Russen, Erwähnung zu thun. In beiden Bezirken gibt es ihrer jetzt etwa 800. Es sind dies Nachkommen der Kosaken und Abenteurer, die das Land eroberten, sowie auch allerhand Flüchtlinge und Verbannte. Auch jetzt dient dieses Land als Verbannungsort für politische Uebertreter und gemeine Verbrecher. Die ersten Kosakenabteilungen erschienen im Lande zu Ende der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1637—40). Seit jener Zeit erfolgte bei ihren Abkömmlingen eine ziemlich grosse Umgestaltung sowohl in physischer als in moralischer Beziehung.

Die Vermischung mit den Eingeborenen hat den slavischen Typus dieser Russen stark verändert und die klimatischen Verhältnisse des Landes, die Eigentümlichkeiten der Lebensweise sowie die religiösen Anschauungen der autochthonen Stämme mussten sowohl das materielle Leben wie auch die Anschauungen des slavischen Häufleins, welches von seinem Hauptstamme durch eine auf mehrere tausend Werste sich erstreckende Wüstenei getrennt war, nachhaltig beeinflussen.

Gegenwärtig unterscheidet sich das äussere Aussehen der russischen Bewohner dieses Landes wenig von dem der Eingeborenen. Sie sind der Brotspeise entwöhnt, sie können selbst des Salzes entbehren, sie verzehren rohe Fische, wechseln leicht ihre Ansiedelungen, und ihre christlichen Anschauungen sind mit Aberglauben und Vorstellungen des schamanistischen Kultus stark vermischt.

Dem ungeachtet kann man in diesem äussersten Nordosten noch hie und da dem blauäugigen, hellblonden slavischen Mädchen begegnen; mag auch im allgemeinen die Kultur



Russische Blockhäuser in Nordsibirien.

des Russen dort auf eine noch so niedrige Stufe gesunken sein, er konnte sich doch nicht zu einem Nomaden im eigentlichen Sinne des Wortes zurückentwickeln. Er ist Hundezüchter geworden, weil in diesem Lande eben die Hunde als Arbeitstiere am meisten zur ständigen Ansiedelung geeignet sind. Er siedelt sich an den Mündungen der Flüsse an, weil dort der Fischfang reicher ist und für den Winter grösseren Vorrat zu sammeln erlaubt. Er baut ein warmes Blockhaus, zwar ohne Dach, aber mit Oeffnungen für Fenster, die er zur Winterzeit mit Eisscheiben ausfüllt und im Sommer mit Quappenblasenhaut überzieht. Der Schornstein seines Herdes ist ein Cylinder aus Stangen, der im Innern mit Lehm ausgestrichen ist. Endlich dient der Russe als Vermittler des

Tauschhandels zwischen den Eingeborenen und den herumwandernden Kaufleuten. Den Hauptgegenstand dieses Tauschhandels bilden Pelzwaren und Mammutknochen. Was die Jagd auf Pelztiere anbelangt, so nimmt dieses Land eine hervorragende Stelle unter den übrigen Jagdprovinzen Sibiriens ein.

Die Jukagiren am Flusse Jassatschnaja.

Jukagire ist, nach der Endung zu urteilen, ein tungusisches Wort, dessen Wurzel *juha* zu jukagirisch weit bedeutet. Die Jukagiren wissen nicht, wer sie derart benannt hat und aus welchem Grunde es geschah. Sie selbst nennen sich „Odul". Ueber die frühere Anzahl der Jukagiren gibt es verschiedene Traditionen. „Man zählte so viele jukagirische Feuer wie Sterne am Himmel in einer klaren Nacht. Die Vögel verschwanden im Rauch der jukagirischen Herde, und das Nordlicht war der Abglanz ihrer zahlreichen Scheiterhaufen." Die Jakuten von der Kolyma nennen auch jetzt noch das Nordlicht jukagiroto, d. h. jukagirisches Feuer.

Auch sind die Jukagiren im Glauben, dass die ersten russischen Pioniere ihnen die Blattern in Gestalt eines „Teufels-Mädchens" gebracht haben, um ihre Zahl zu verringern, da die Russen fürchteten, mit einem so zahlreichen und kriegerischen Volke nicht fertig werden zu können.

Ich bin indessen der Ansicht, dass die Jukagiren niemals sehr zahlreich waren, auch konnten ihre Lebensbedingungen ein grosses Anwachsen ihrer Zahl nicht begünstigen; bemerkt muss noch werden, dass jetzt einige Geschlechter derselben gänzlich ausgestorben sind.

Bevor ich nun zur Schilderung der jetzigen Lebensart der Jukagiren übergehe, will ich auf Grund von mir gesammelter Texte, mündlicher Ueberlieferungen, sowie der Ueberbleibsel der ursprünglichen Lebensweise den Versuch machen, die Jukagiren zu schildern, wie sie vor dem Zusammenstoss mit den Russen lebten.

Die epischen Sagen der Tschuktschen schildern diese nicht als ein Renntierzucht treibendes, sondern als ein Seevolk. Von den alten Jukagiren kann man mit grösserer Sicherheit sagen, dass es kein Renntierzucht treibendes Volk war. Wenn

die alten Tschuktschen ein Seeküsten- und Inselvolk waren, so waren die Jukagiren ein kontinentales Flussvolk des äussersten Nordostens Asiens. Die Flüsse waren ihre Nahrungsquelle und ihre Wanderungswege. Ihre Haustiere waren nur Hunde. Das Renntier kam aus den *südlicheren* Orten nach dem äussersten Norden, und die jukagirischen Geschlechter, die später Renntierzüchter wurden, erhielten das Renntier augenscheinlich von den Tungusen. Längs aller Flüsse, von der Jana, Indigirka und Alaseja an bis zur Kolyma mit ihren Nebenflüssen lebten jukagirische Geschlechter. Sie bildeten territoriale Gruppen, welche aus Familien und blutsverwandten Personen zusammengesetzt waren. Der Eintritt in dieselben für Fremde, mit den Rechten und Pflichten von Verwandten, war ein überaus leichter.

Jede territoriale Gruppe trug den Namen desjenigen Flusses, welchen sie bewohnte. Auf diese Weise existierten: Alaji, Omolondsi, Onmundsi, Kongiinädsi, Chorchodondsi u. s. w.; d. h. Einwohner der Flüsse Alaseja, Omolon, Kolyma[1], Kongiina und Korkodon. Die socialen Verhältnisse der Jukagiren waren sehr primitiv. Ihre gesellschaftliche Organisation kann man als die Keimstufe in der fortschrittlichen Entwickelung der socialen Lebensformen ansehen. Die socialen Verhältnisse der alten Jukagiren trugen nicht nur nicht den Charakter einer politischen Gruppe, sondern schlossen auch *jegliche* Art von Autorität aus. Die geringe Bedeutung und der geringe Einfluss, den ihre Häuptlinge, d. h. ihre gewählten Aeltesten, jetzt haben, ist den letzteren erst von den Russen verschafft worden, da sie für den Tribut verantwortlich sind. Trotz des Fehlens einer Autorität genossen einige Personen innerhalb der grossen Familien oder territorialen Gruppen besondere Vorrechte, und das ganze Leben eines Geschlechtsmitgliedes war einer Reihe von Verhaltungen und Vorschriften unterworfen, die einen ganzen Codex ausmachten. Die Sitte, nach der ganze Gruppen von Verwandten miteinander nicht sprechen dürfen, gehört in das Familienrecht der Jukagiren; sie beugte augenscheinlich dem Geschlechtsverkehr innerhalb gewisser

---

[1] In der jukagirischen Sprache heisst Kolyma *Oenmun*.

Verwandtschaftsgrade vor; die Sitte hingegen, sich gegenseitig aus Achtung in der Mehrzahl anzureden, die Sitte, welche „*Nächomiängi*“ heisst, d. h. sich gegenseitig achten und schonen, gehört schon zu den allgemeinen socialen Gebräuchen und erinnert an die Sitten der europäischen Völker, sich gegenseitig „Sie“ zu sagen.

Von grossem Interesse ist die Sitte, dass das Mädchen weder auf die Spur des zur Jagd gegangenen Bruders sehen noch gewisse Teile des von ihm erlegten Wildes essen darf. Verlässt sie das Haus zu der Stunde, da der Bruder zur Jagd ist, so muss sie auf die Erde blicken und darf niemals von der Jagd sprechen oder über dieselbe nachfragen. Diese Sitte trägt schon einen religiösen Charakter, da sie mit dem Tierkultus verknüpft ist. Als typisch für die Primitivität ihrer socialen Ordnung erscheint die Gegenüberstellung der Männer und Frauen als zweier besonderer Gruppen. Dies beobachtet man zuerst bei den Spielen, bei welchen Männer und Frauen zwei feindliche Parteien bilden, alsdann in der Sprache, deren einzelne Laute von den Frauen anders ausgesprochen werden als von den Männern, ferner darin, dass den Frauen die Verwandtschaft nach mütterlicher Seite hin, den Männern dagegen nach väterlicher Seite hin wichtiger ist und endlich in der Differenzierung der Thätigkeiten unter den beiden Geschlechtern, welche jedem derselben eine besondere selbständige Thätigkeitssphäre zugewiesen hat.

Die Frau ist die Hüterin des häuslichen Herdes; sie besorgt das Auseinandernehmen und Transportieren des Zeltes, sie stellt dieses lederne Haus an dem von dem Familienältesten angewiesenen Ort wieder auf. Die verheiratete Frau holt das vom Jäger erschlagene Tier, verteilt das Fleisch und die Felle.

Vor der Ankunft der Russen spaltete die Frau auch das Holz mittels einer steinernen Axt und kochte in Schachteln aus Birkenrinde Wasser mit Hülfe glühender Steine. Sie sammelte auch im Herbste Erdbeeren für den Winter; im Frühling dörrte sie das für den Sommer übrig gebliebene Fleisch an der Sonne und im Sommer die gefangenen Fische für den Winter. Die Hauptanordnerin ist die älteste des Geschlechts oder die Frau des besten Jägers.

Die Frau befasst sich auch mit der Erziehung der Kinder. Die Söhne aber gehen, wenn sie gelernt haben, den Bogen zu spannen, zur männlichen Gruppe über und bringen die meiste Zeit ausserhalb des Hauses zu. Sobald aus dem Jünglinge ein Mann geworden ist, verlässt er ganz das Elternhaus und tritt als Bräutigam in eine andere Familie ein. Gibt es in dieser letzteren keine älteren Männer, so wird er in der Eigenschaft eines Blutsverwandten der Beschützer derselben.

Die Beschäftigung der Männer waren Jagd und Krieg.

Innerhalb der männlichen Gruppe treten folgende Personen hervor:

Der Greis *ligäjä schoromoch*. Das ist der Aelteste im Stamme.

Derselbe bestimmt die Zeit zum Wandern und den Ort zum Anhalten. Er ist auch der Leiter der Jagd und des Krieges. Hierin werden seine Anordnungen von beiden Geschlechtern ohne Widerspruch erfüllt, während bei anderen Fragen seine Kompetenz eine sehr geringe ist.

Tönbäjä schoromoch heisst „starker Mann", dies ist der Kriegsheld der Jakugiren. Bei einem Kampfe zwischen zwei feindlichen Stämmen wurde der Sieg nicht selten durch den Zweikampf zweier Krieger entschieden. Bekanntlich sind die Jägerstämme kriegerisch und tapfer. Die jukagirischen starken Männer waren im ganzen Nordosten durch ihre Kraft und Gewandtheit bekannt. Nach den erhaltenen Sagen konnte *ein* jukagirischer Heldenmutiger gegen ein ganzes Heer von Feinden kämpfen. Er entging Tausenden von Pfeilen und auf ihn gerichteten Lanzen. Gegen die Feinde kämpfend, warf er sich bald zwischen dieselben, bald erhob er sich über die Masse, und auf ihren Köpfen, wie auf den moosbewachsenen Hügeln der Tundra, dahineilend, stach er die Feinde ohne Erbarmen nieder. Der Bogen des Tönbäjä Schoromoch war schlaff, um ihn leicht und rasch spannen zu können; zwei Köcher auf dem Rücken waren mit Pfeilen aus Renntierknochen gefüllt; seine Lanze war aus der Rippe eines Elentieres gefertigt und auf einem birkenen Stiele befestigt. Ueber seiner Kleidung trug der Krieger eine Art Panzer, der aus auf Elentiersehnen aufgereihten Renntierhörnern bestand und *Läbul* genannt wurde.

BIBLIOTHEK der E. T. H.
ZÜRICH

Die Hauptfeinde der Jukagiren waren, laut Traditionen, die Koräken und Lamuten. Die Kämpfe mit den Lamuten waren so grausam, dass selbst die Frauen nicht verschont wurden. Mit den Tschuktschen kämpften sie nicht, denn sie betrachteten dieselben als Brüder, nach deren Ermordung die Sonne sich verdunkeln könnte.

Zu jenen barbarischen Zeiten, wo die Menschen stets danach trachteten, einander abzuschlachten, war ein starker Mann, der Held, ein notwendiges Mitglied jeder socialen Gruppe, deren Verteidiger er war.

Der Tönbäjä schoromoch war immer auf der Hut, sein Schlaf war sehr empfindlich; die Waffe stets zur Seite, ging er zu Bett, ohne sich zu entkleiden, denn der Feind war tückisch, er schlich sich des Nachts heran, durchstach mit seiner knöchernen Lanze das lederne Haus und tötete die Schlafenden.

Wenn nun zur Sicherheit der Gruppe ein starker Krieger herangebildet werden musste, so war zur Erhaltung ihrer Existenz ein gewandter Jäger notwendig, ein *Changitschä.* Krieger und Jäger waren gewöhnlich in einer Person vereinigt, nur in einigen Sagen werden sie als verschiedene Personen geschildert.

Zum Leben sind Nahrungsmittel erforderlich; in dem polaren Klima aber reift die Nahrung nicht, wie bei uns die Hauptnahrung, auf dem Felde oder auf dem Baume, sondern sie schwimmt nur in den Flüssen oder wandert in den Wäldern umher und wird nicht mühelos von den Menschen erworben. Die Fische wurden von den Jukagiren mittels Weidennetzen und Reusen oder durch Errichten von Fischwehren in den Flüssen gefangen.

Da letztere aber im September zufrieren und erst gegen Ende Mai wieder auftauen, so sind die Jukagiren 9 Monate lang von dem Erdgotte, dem *Lebienpogil,* und seinen zahlreichen ihm untergebenen Geistern, den *Pädshulen,* denen die verschiedenen Tierarten untergeordnet sind, abhängig.

In zweiter Linie erst wissen sich die Jukagiren abhängig von der Kunst ihres Hauptjägers. Die ganze Aufgabe und Sorge des Jägers bestand darin, „Fleisch“ zu erbeuten. Er, der *Changitschä,* musste herumstreifen, um die Spur eines

Elen- oder Renntieres zu suchen, erstere alsdann zu verfolgen, an das Tier leise heranzuschleichen und einen Todespfeil nach ihm zu entsenden. Hiermit endet die Pflicht des Jägers. Er kehrt zurück, und nach seiner Spur fahren die verheirateten Frauen mit Hundegespann nach dem Fleische und verteilen es später an die einzelnen Familien. Aber oft streift der Jäger auch umher, ohne eine Spur zu finden, oder das Tier ist ihm entwichen. Der Changitschä ist ein Mensch mit einem „Herzen", d. h. mit einem guten Lauf. Herz und Lauf sind Synonyme — Tschubodschä. So läuft er nun Hunderte von Werst bei Tag und Nacht herum, denn zu Hause sitzen die Seinigen, seine Blutsverwandten, — *Läpul*[1], ohne Nahrung. Seine schlaflosen Augen sinken ein, der Mund vertrocknet, die Lippen springen auf, und das „Herz wird klein", er verliert alle Kraft und bricht endlich zusammen, und jetzt beginnt das Hungern.

Es ist kein Wunder, dass solche schwere, hauptsächlich dem Zufall unterworfene Bedingungen des Nahrungsgewinns einen förmlichen Speisekultus hervorrufen.

Neben letzterem (*Lägul*) finden wir im polaren Klima auch noch einen Kultus der Kleidung — der *Niär*, denn da ist es ebenso leicht zu erfrieren als zu verhungern. Die Ausdrücke: *Lägul* — Nahrung — und *Niär* — Kleidung — spielen darum auch in den Sagen und Legenden eine hervorragende Rolle. Da nun Nahrung und Kleidung denselben Tieren entnommen werden, so überträgt sich die Verehrung auf dieselben, und die Jagd erhält einen religiösen Charakter. Zwischen dem Jäger und dem Tiere besteht ein geheimnisvolles Band. Liebte das Tier den Jäger nicht, so könnte er es nicht erlegen. Welch eigenartige Liebe, sich zum Verzehren preiszugeben! Aber der Schutzgeist des Tieres, *Pädshul*, welcher den Jäger, der das Tier zur Ernährung erlegt, mit Nachsicht behandelt, wird aufgebracht, wenn der Mensch zwecklos Tiere tötet. Alsdann entführt der Pädshul dem unvernünftigen Jäger das Wild.

Das Verschwinden des Elentieres aus der Gegend von Werchnekolymsk erklären die Jukagiren dadurch, dass sie

[1] Läpul bedeutet Blut.

einst im Frühlinge so viele Elentiere getötet hatten, dass sie nicht imstande waren, alles Fleisch nach dem Flusse zu führen; somit verfaulte es auf dem Felde und verpestete die Luft ringsumher. Im nächsten Jahre war kein einziges Elentier mehr vorhanden.

In den alten Zeiten erforderte der Tierkultus Opfer, ja sogar — wie manche erzählten — Menschenopfer; auch jetzt noch macht man den Jagdgeistern Geschenke und bringt ihnen Opfer dar. Ich erlaube mir, eine auf das Vorhergehende bezügliche Erzählung wortgetreu wiederzugeben, die mir der Jakugire Nelbosch vom Korkodon mitgeteilt hat.

„Unsere Vorfahren“, so begann er, „waren ein zahlreiches Volk. Ein Jäger tötete einst ein Elentier; seine Frau ging das Fleisch zu holen. Jener Mann hatte noch eine jüngere Schwester, ein Mädchen. Sie wollte auch gehen und sagte: „Ich werde auch gehen!“ Ihre Mutter sprach: „Gehe nicht.“ Als aber die Schwägerin fortging, lief sie im geheimen nach. Sie kamen bis zum Fleisch. Das Mädchen fegte den Schnee von dem Fleische fort, so dass das Tier sichtbar wurde, sogar seinen Kopf deckte sie auf, was als Sünde angesehen wird. Dann fing sie an ihn zu mustern. Als sie nun die Schwärze unter den Augen bemerkte[1], dachte sie bei sich: als mein älterer Bruder nach ihm jagte und es verfolgte, wurde dem Elentier schwer zu Mute, und es begann zu weinen, denn es sah seinen Tod herannahen!“ Sie gingen nach Hause. Sie brachten das Fleisch. Seitdem fand der Jäger nichts mehr zum Töten. Sie begannen zu hungern. Der Jäger wurde durch das fortwährende Herumstreifen so entkräftet, dass er zusammenbrach. Die Leute hatten einen Schamanen. Man sprach zu dem Schamanen: „Erfahre, warum wir so geworden sind!“

Und der Schamane sagte: „Jenes Mädchen dachte bei sich: „Als mein älterer Bruder das Tier tötete, flossen Thränen aus seinen Augen!“ Da sagten die Leute: „Was sollen wir nun thun?“ Da antwortete der Schamane: „Hänget das Mädchen auf, und mit ihm auch eine Hündin und einen Hund,

---

[1] Gewöhnlich ist die Haut des inneren Augenwinkels schwärzer, als die übrige Haut, als wären es Spuren von Thränen.

hänget alle drei zusammen auf, dann wird es erst besser werden.“ Sie berieten sich. — „So wollen wir auch thun“, sagten sie alsdann, „wenn ein Frauenzimmer sterben wird, so macht es nichts, wenn aber wir alle sterben sollen, das wäre schlimm.“ Man hing das Mädchen sofort auf. — Den nächsten Morgen standen sie auf, da sagte der Schamane: „Nun gehe einer zur Jagd.“ Noch vor Mittag kehrte der Mann zurück — er hatte ein Elentier erlegt. Seit dieser Zeit begann man wieder, Tiere zu töten, und man erholte sich.“ — Auf diese Weise wurde der Geist des Elentieres versöhnt.

Im Leben der Jäger ist der geschickte Jäger die erste Person. Er ist auch der gute Mensch. Schlechter Jäger und schlechter Mensch sind also Synonyme. Der gute Jäger leidet und quält sich für alle. Dafür stellt man aber sein Zelt voran, und seine Weiber leiten die Nahrungsverteilung.

So wanderte der alte Jakugire von Ort zu Ort, unaufhörlich bereit, den Feind anzugreifen oder seinen Angriff abzuwehren.

Die Jukagiren des Kolymagebietes zogen im Winter nach allen Nebenflüssen der Kolyma aufwärts, und bis zu den Quellen gelangend, nährten sie sich von der Jagd, bis zum Eisbruche. Die Zugordnung zur Zeit der Wanderung war folgende. Voran gingen alle Männer, die den Bogen spannen konnten, auf Schneeschuhen. An der Spitze des Zuges ging „der Aelteste“; hinter ihm schritt der „Hauptjäger“ und hinter diesem die übrigen gemeinen Leute. Wenn sie die Spur eines Elen- oder Renntieres gefunden, verfolgte der „Alte“ die Spur. Die anderen folgen ihm nach. Der Jäger beeilt sich nicht. Aber bald ist der Alte müde geworden, er lässt den Jäger und die übrige Jugend, die sich durch diese Exkursionen zu Jägern ausbilden soll, voran. Der Jäger beginnt nun mit allen Kräften zu laufen, er überholt alle anderen und tötet das Tier. Die minderwertigen, die „schlechten“ Leute finden ihn schon auf dem Schnee ausruhend.

Zu derselben Zeit brechen die Frauen das Zelt ab, legen ihre Habseligkeiten zusammen, setzen die Kinder und Kranken auf die Narte und ziehen den Spuren der Jäger nach. Frauen und Mädchen ziehen zusammen mit den Hunden die beladenen Schlitten. Wenn sie an einem Platze angelangt sind, an dem

von dem „Aeltesten“ ein Aufenthaltsmerkmal gemacht worden ist, halten sie an und erwarten die Jäger.

Die Jäger ziehen den Spuren der Tiere nach über Berge und auf Felsen, sie klettern auch in die Klüfte mittels eines besonderen Stabes — *äridschä* — herab. Der Frauenzug aber hält sich auch im Winter an den Flüssen auf, an deren Ufern sie ihre konischen Zelte aufstellen. Manchmal jedoch müssen die Frauen auch über einen Bergrücken steigen oder eine Landenge durchstreifen, um von dem einen Fluss zu dem anderen gelangen zu können.

Sobald die Flüsse im Frühsommer eisfrei geworden, bauten die Jukagiren kleine Kähne und Flösse, Mino genannt, und begaben sich von den Ursprüngen der Flüsschen nach der Kolyma hinab. Die Ordnung bei der Wanderung war die gleiche, wie in den Wintermonaten.

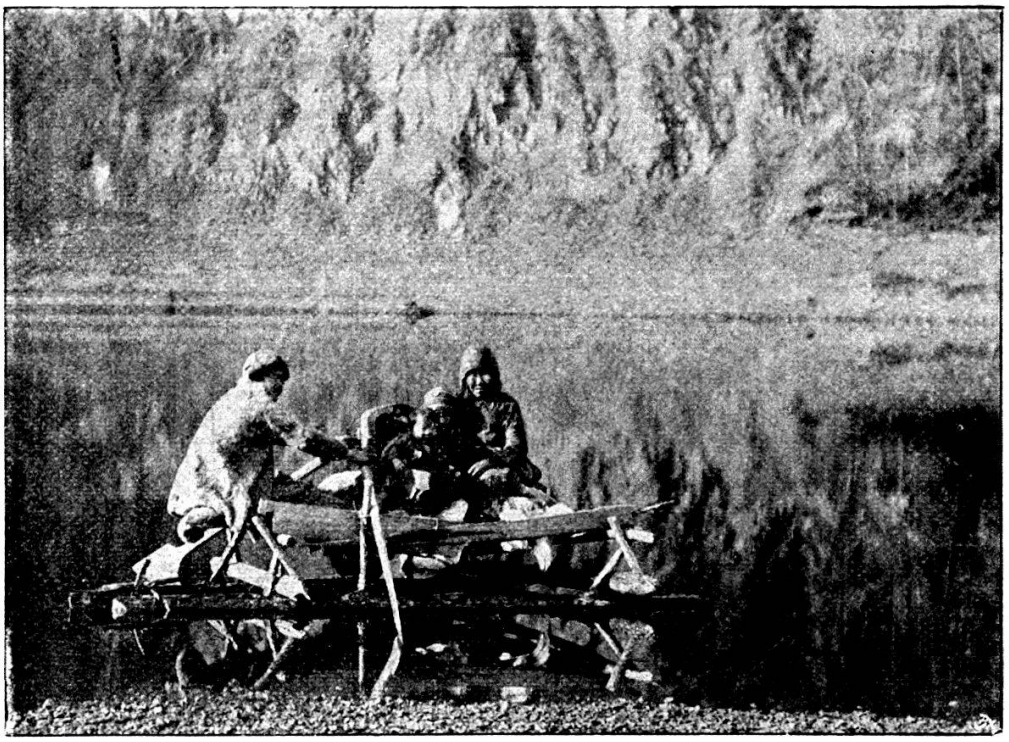
Die Jäger fuhren in ihren leichten Kähnen voran, suchten nach Vögeln, Renntieren, warfen Netze nach den Fischen aus und bestimmten den Ort, wo die Flösse mit den Familien Halt machen sollten.

Die alt-jukagirischen Flösse bestanden aus durch Weidenzweige aneinander gebundenen Holzbalken und hatten die Form eines Dreieckes, dessen Spitze den Schnabel, dessen Basis das Hinterteil dieses primitiven Wasserfahrzeuges bildete. Auf einer besonderen Anhöhe, die man auf den Flössen errichtete, hatte die Familie des Jägers ihren Platz. Diese Flösse wurden von zwei oder vier Ruderern in Bewegung gesetzt. Gegenwärtig findet man derartige Flösse nur noch beim zweiten Omolonschen Geschlecht am Mittellauf des Omolon.

So fanden sich sämtliche Geschlechter aus den Nebenflüssen der Kolyma in der Hauptarterie, der Kolyma, zusammen. Das Wasser vereinigte die einzelnen Teile dieses Flussvolkes. An bestimmten Orten des Flusses, *Schachadsibä*, d. h. Versammlungs- oder Spielorte, kam Ende Juni die primitive jukagirische Flotte, aus Flössen und Kähnen bestehend, zusammen.

Auf der Schachadsibä brachte dieses überaus lebensfreudige Polarvolk die Zeit mit Singen, Tanzen, Spielen und Ringen zu. Die Schamanen trieben Zaubereien und brachten den Geistern Opfer dar, die Jäger erzählten von der Jagd, die Krieger von ihren Heldenthaten, während die Jugend beiderlei Geschlechts

die Gelegenheit, die Freuden der Jugendzeit zu geniessen, nicht unbenützt vorübergehen liess. War aber die Frühlingsjagd auf Elen- und Renntiere eine schlechte, musste man Hunger leiden,

a  *a*

Ein altjukagirisches Floss.
(Der Fluss ist spiegelglatt, so dass der obere Teil des Flosses sich im Wasser spiegelt; *a a* ist die Grenze zwischen Spiegelbild und Floss.)

dann entkräftete das die Jäger derart, dass sie nicht im stande waren, Flösse und Nachen zu bauen, und die Schachadsibä waren nicht mehr so zahlreich besucht. Das hungernde Geschlecht stieg nicht den Fluss herab, seine Mitglieder erkrankten und starben, während die Mütter ihre Kinder töteten.

Ausser dem Greise, dem Krieger und Jäger unterschied man noch bei den Jukagiren den Schamanen — *Alma* — und den Kriegsgefangenen — *Po*. Die Bedeutung der Stellung des ersteren war eng verknüpft mit den religiösen Anschauungen der Jukagiren, auf die ich hier nicht näher eingehen will. Der Kriegsgefangene musste zu Hause bleiben und die Arbeiten, denen die Frauen unterworfen waren, mit ausführen.

Wenn wir nunmehr zur Beschreibung der gegenwärtigen Lebensweise der Jukagiren übergehen, so ist vorerst zu be-

merken, dass die materiellen Lebensbedingungen dort jetzt dieselben sind, wie vor 250 Jahren; d. h. vor dem Zusammentreffen der Jukagiren mit den Russen.

Die Rolle des Kriegers ist jetzt ausgespielt, während diejenige des Jägers, als Ernährer der Gruppe, sich in allen Einzelheiten erhalten hat. Anstatt sich aber, wie früher, nur der „Fleischjagd“ widmen zu können, musste er sich nun zum grössten Teil mit dem Fange von Pelztieren befassen, mit deren Fellen man den Staatstribut entrichtete, oder die man als Tauschmittel gebrauchte, um von den Kaufleuten Tabak, Thee oder anderes zu erhalten, so dass auch der Charakter der Jagd infolgedessen umgestaltet wurde. Auch andere, weitgehende Veränderungen haben stattgefunden. Die Stein- und Knocheninstrumente wurden von eisernen verdrängt, wiewohl einige Ueberbleibsel aus der Stein-Periode sich erhalten haben, die vor 200—250 Jahren dort noch vollständig herrschte.

Die Feuersteinflinte ersetzt gegenwärtig den Bogen, das Boot, welches man Karbass nennt, hat die Stelle des primitiven ehemaligen Wasserfahrzeuges, des Mino, eingenommen. Der Hanf für Zugnetze, und das Pferdehaar für gewöhnliche Netze bilden jetzt teilweise das Netzmaterial, im Gegensatz zu dem schon erwähnten ursprünglichen.

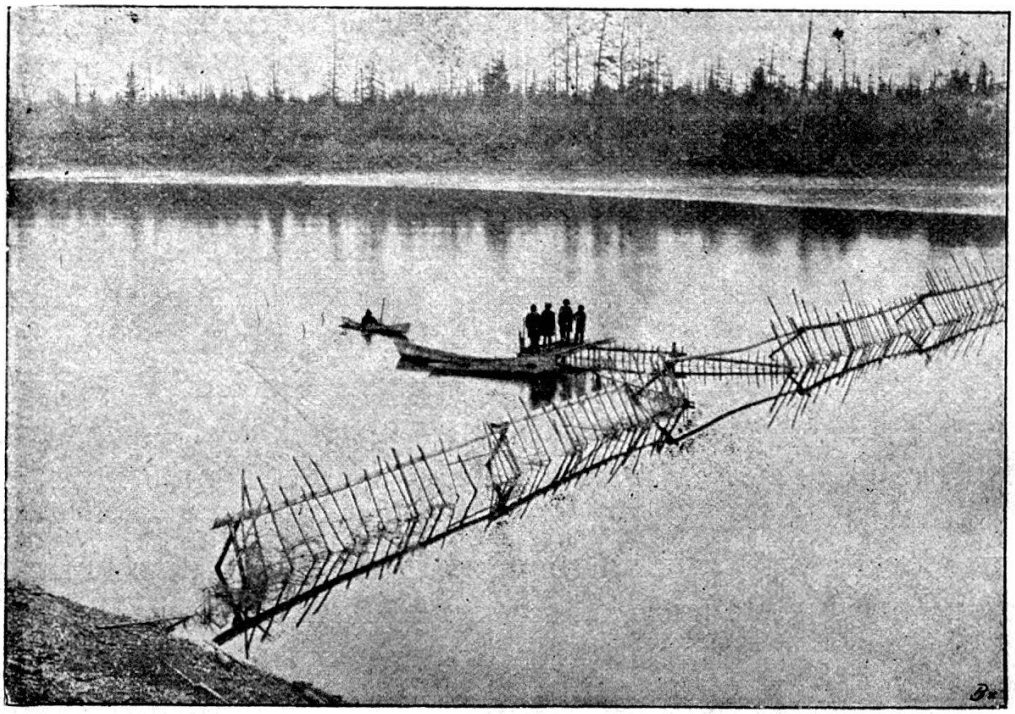
Dessenungeachtet sind die Lebensformen, sowie das materielle Leben dieselben geblieben, während die Nahrungsbedingungen sich eher noch verschlechtert haben. Auch gegenwärtig ernähren sich die Jukagiren ausschliesslich von Renntierfleisch und Fischen, deren Erreichung denselben Zufälligkeiten unterworfen ist wie ehemals; auch jetzt wandern und streifen sie herum, in der früher erwähnten Ordnung, und erleiden alle Qualen des Hungers. Im Sommer, am Tage des heiligen Peter, kommt eine ganze Flotte jukagirischer Fahrzeuge mit Gesang und unter Schiessen aus Feuersteinflinten in Werchnekolymsk an. Zehn Werst oberhalb Werchnekolymsk versammeln sie sich und steigen von dort aus gemeinschaftlich nach der Stadt herab, deren gesamte Bevölkerung aus einem Geistlichen, einem russischen Händler und 2 bis 3 jakutischen Familien besteht. Hier bezahlen die Jukagiren dem aus Srednekolymsk herbeigeeilten Beamten ihren Tribut, halten einen christlichen Gottesdienst ab und tauschen ihren Jagd-

gewinn gegen Thee, Tabak, Tücher oder Kattun der russischen Kaufleute ein. Die Händler nehmen auch aus Pappeln gefertigte Boote für alte, zweifelhafte Schulden oder für irgendwelche Kleinigkeit an. Die Herstellung derselben haben die Jukagiren bei den Russen gelernt; alle Fischer an der Kolyma benutzen jetzt diese jukagirischen Boote. Mit der Ankunft der Jukagiren belebt sich die Jassatschnaja bei Werchnekolymsk, das Ufer bedeckt sich mit ledernen Urassen, und die Mädchen und jungen Männer führen fast den ganzen Tag ihren Rundtanz auf. So bringen sie die Zeit bis Ende Juli zu, sich von einem zufällig gefangenen Fisch und von Thee ernährend.

Nun aber sind die Meeresfische gekommen, der Omul (Caregonus omul) und die Njelma (Caregonus leucichtys) — andere Meeresfische gelangen nicht bis zur Jassatschnaja — und es ertönen Freudenrufe. Die ersten Scharen des Omuls lässt man durch, um den Fisch nicht zu erschrecken; alsdann aber beginnt der Fischfang, und man wirft die Netze aus. Mit den letzten Zügen des Omuls fahren auch die Jukagiren den Fluss aufwärts.

Gegen Mitte September kehren sie wieder in ihren Blockhütten, deren Bau sie von den Russen erlernt haben, an der Mündung des Flusses Nelemnaja, 80 Werst von Werchnekolymsk, ein. Gegen den 20. September, unmittelbar vor dem Zufrieren des Flusses, beginnen der Omul und die Nelma rückwärts zu schwimmen, und die Jukagiren stellen ihre Fischzäune auf. Nach der Zahl ihrer Mitglieder werden die gefangenen Fische unter die Familien verteilt. Ende September ist der Jassatschnaja-Fluss zugefroren. Die Jukagiren hacken das Eis auf und werfen Netze nach dem Tschir aus. Im Oktober und November ziehen die Jukagiren in kleinen Partien von 2 bis 3 Mann zur Jagd auf das Eichhorn aus; unterwegs untersuchen sie die Fuchsfallen, die im Herbste aufgestellt worden waren. Die Frauen, Kinder und Greise sitzen mittlerweile zu Hause, bereiten die Kleidung zur Wanderung vor und nähren sich von Fischen. Die kältesten Monate Dezember und Januar bringen die Jukagiren zu Hause zu; wenn sie Nahrung haben, so verbringen sie die Zeit lustig. Alltäglich versammelt sich die Jugend, bald in dem einen Hause, bald in dem andern, zum Tanz. Um diese Zeit besuchen Jakuten die

jukagirischen Wohnorte und missbrauchen die Gastfreundschaft ihrer Bewohner, indem sie wochenlang verweilen und ihre Vorräte aufzehren, so dass die Nahrung selbst im besten Jahre



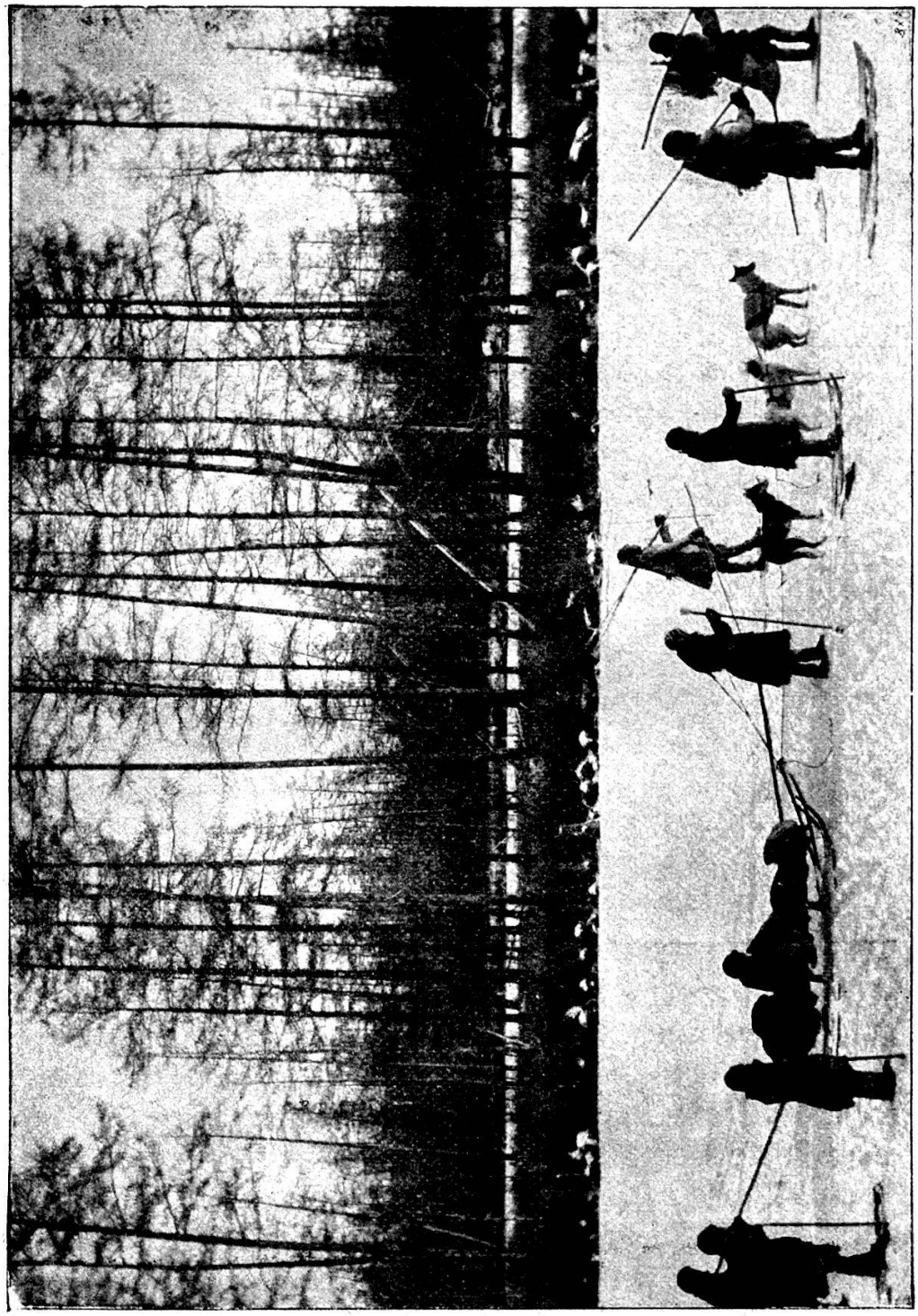
Jukagirisches Fischwehr auf der Jassatschnaja.

kaum bis zum Februar reicht. In diesem Monate verlassen die Jukagiren ihre Blockhütten, legen die ledernen Zelte auf die Narten und beginnen längs verschiedener Nebenflüsse der Kolyma gruppenweise zu wandern. Jede Gruppe hat einen guten Jäger, welcher an der Spitze von schlechteren Jägern dem Wilde nachjagt.

Hunde haben die Jukagiren sehr wenig, weil ihnen die Nahrung für dieselben fehlt; deshalb müssen alle, mit Ausnahme der Kranken, Altersschwachen und sehr kleinen Kinder, zu Fuss gehen. Es ist rührend und spasshaft zugleich, wie fünfjährige Knaben oder Mädchen, mit grossen Schneeschuhen und Wanderstäben versehen, Berge ersteigen, im Schnee versinken, vor Kälte weinen und zurückbleiben.

So vergehen Winter und Frühling; dann bauen sie aufs neue Fahrzeuge, und abermals finden sich die einzelnen hungernden Familien von den oberen Läufen der Flüsse in Werchnekolymsk ein. So spielt sich der jährlich sich wiederholende

Kreislauf im jukagirischen Leben am Flusse Jassatschnaja ab. Gefiel dem Omul einmal das Wasser der Jassatschnaja nicht, und hatte er sie, die Kolyma aufwärts ziehend, gemieden, so



Eine jukagirische Familie auf der Wanderung.

stellt sich schon im Sommer Nahrungsmangel ein, der im Winter zur Hungersnot wird. Im Jahre 1870 hatten die Jukagiren beispielsweise für Rind- und Pferdefleisch den benachbarten

Jakuten ihre Fischnetze, Flinten, Kessel, Theekannen u. s. w. gegeben, worauf dann die Jakuten die Jukagiren bei sich aufnahmen und mit ihnen bis zum Frühling die Nahrung teilten, weil sie sonst verhungert wären. Im Winter stürzten sie sich auf einige Jahre hinaus in Schulden, um die Flinten und Geräte für den Fischfang einzulösen.

Dasselbe geschieht auch im Frühlinge, wenn der Schutzgeist der Renntiere — *Pädsul* — kein Wild hergeben will. 3 bis 4 Tage gehen die Jukagiren alsdann ohne Nahrung umher. Der Changitschä bringt, wie vor 300 Jahren, die Zeit ohne Schlaf, Ruhe und Nahrung zu, voll Sorge um das Schicksal seiner Stammesgenossen, bis ihn die Kräfte vollständig verlassen. Im Frühling des Jahres 1896 jagten die Leute einer Gruppe ganz ohne Erfolg, und der Hauptjäger war derart entkräftet, dass ihn die Weiber, die den Hunger leichter ertragen als die Männer, führen mussten. Sie fristeten ihr Leben bis zum Sommer dadurch, dass sie hin und wieder einen Hasen oder ein Schneehuhn töteten und einen Fisch fingen, alles in kleinen Stücken miteinander teilend. Nach der Hungerszeit langen die Jukagiren einzeln ohne Schüsse und ohne Sang in Werchnekolymsk an, sie sind dann einem Schatten ähnlich.

Um dem Leser eine ungefähre Vorstellung einer jukagirischen Wirtschaft zu geben, will ich diejenige des Jukagiren Wassily Schalugin beschreiben. Den physischen Merkmalen nach vereinigt er in sich die mongolischen Züge der Tungusen und einige Eigentümlichkeiten einer anderen Rasse. Sein Schädel ist ein subbrachikephaler, die Nase ist kurz, die obere Lippe lang, das Gesicht jedoch nicht platt, die Augen sind braun, die Gesichtsfarbe weiss mit einem leichten gelblichen Ton, während die Haare weich und dunkelblond, etwas ins Graue gehend, sind. Er ist 65 Jahre alt; die Jakuten nennen ihn Uss, d. h. Meister. Er ist der Stammesschmiedemeister. Sein jukagirischer Name ist Chotingiätschiä, d. h. Vater des Chotingi. Der Zuname seines ältesten Sohnes ist Chotingi. Die Sitte, eine Hochzeit zu feiern, ist den Jukagiren unbekannt, dagegen feiern sie stets die Geburt des ersten Kindes, d. h. sie laden Gäste zu einem Mahle ein. Dieses nennt man *patschil*. Von dieser Zeit an verlieren die Eltern ihren Namen und heissen nur noch Vater und Mutter des Erstgeborenen. Diese

Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag neben den christlichen Namen erhalten. Die Familie Schalugin ist eine grosse, zusammengesetzte, und ziemlich typisch für die primitive jukagirische Familie. Sie besteht aus 13 Personen: Aus dem „Alten", einer älteren Tochter mit dem Schwiegersohne und Kindern, zwei Töchtern, Mädchen, einem verheirateten Sohne mit Frau, Schwiegermutter und Kind und einem heranwachsenden Sohne.

Profil.

en face.

Der alte Jukagire Schalugin.

Ein anderer älterer Sohn heiratete in eine andere Familie, und die vierte Tochter heiratete gegen den Wunsch der Eltern einen Berglamuten, der versprochen hatte, 30 Renntiere als Brautgeld zu geben; es sind aber schon 6 Jahre verstrichen, seit er das Mädchen mitgenommen hat, ohne dass er sich wieder hat sehen lassen. Bald nach dem Fortgange der Tochter, der ganz gegen den jukagirischen Gebrauch verstiess, starb die Mutter aus Gram, und Chotingiätschiä wurde Witwer. Was sein Handwerk anbetrifft, so übertrifft er hierin alle jakutischen und lamutischen Schmiedemeister; denn in der ganzen Gegend versteht er es allein, an Flinten neue Federn zu machen und mit einer selbst hergestellten Feile Schrauben anzufertigen. Das Handwerk des Schmiedes betrachten die Jukagiren als eine göttliche Gabe. Der Häuptling sagte mir, dass die Jukagiren mit dem Tode Schalugins zu Grunde gehen müssten, denn wer sollte ihnen wohl die Flinten zurecht machen und die Aexte ausbessern? Ich fragte ihn, warum Schalugin seine Kinder das Schmiedehandwerk nicht lehrte! Der Aelteste sah mich mit Verwunderung an, dass ich solch seltsame Frage stelle! — „Aus dem ältesten Sohne ist kein Meister des Schmiedens geworden", sagte er, „der zweite ist in den Arbeiten des Holzes gewandt, und was aus dem dritten wird, weiss man noch nicht." — Ich bemerkte schon, dass die Familie Schalugin nach ihrer

Zusammensetzung sowohl, als auch nach ihrer Lebensform als eine patriarchalische angesehen werden kann; die Autorität des Familienhauptes aber ist eine ganz eigentümliche. Sein Schwiegersohn erzählte mir: „Den Ertrag meiner Jagd (d. h. die Eichhorn- und Fuchsfelle) gebe ich dem Alten nicht. Er hat viele Schulden und würde alles seinen Gläubigern abgeben, so dass wir ohne Tabak und Thee bleiben würden.“ Der Sohn handelt ebenso und der Vater macht keine Einwendungen dagegen. Wenn der Alte jedoch etwas braucht, so nimmt er selbst von den vom Sohne oder Schwiegersohne gebrachten Fellen, ohne dass sie es ihm wehren. Bemerkt er bei den Töchtern ein neues Hemd oder Tuch, so fragt er nicht, woher sie es haben. Es ist selbstverständlich, dass sie entweder einem Jakuten 20—30 Omule dafür gegeben haben, oder es von jungen Leuten zum Geschenk erhielten. In beiden Fällen ist ihre Handlungsweise ihnen überlassen. Der Greis braucht aber nur ein Wort zu sagen, und sein Wunsch oder Befehl wird sofort erfüllt. Die anderen Mitglieder des Uschkanischen (Hasen-) Geschlechtes beneiden ihn, denn er braucht zu Hause keine Arbeit zu verrichten. Wenn ihn sein Handwerk nicht in Anspruch nimmt so sitzt er mit gekreuzten Beinen auf seinem Renntierfell und erteilt Befehle. Die Fallen aufrichten, dem Eichhorn nachjagen, Netze unter dem Eise aufstellen, — das alles verrichten Söhne und Schwiegersohn. Im Sommer bedienen das Zugnetz die Weiber. Nur bisweilen fährt der „Alte“ in einem Kahne hinaus, um Netze auszuwerfen. Im Herbste leitet er das gemeinschaftliche Aufstellen der Fischzäune, und bei der Verteilung der Beute holt der Stammeshäuptling seinen Rat ein. Im Frühlinge leitet er die Jagd auf Renntiere; die Ehre jedoch, das Wild zu töten, überlässt er dem ältern Sohne und Schwiegersohne, die beide Changitschäs sind, und mit denen stets 5—8 Familien „schlechter Menschen“ herumstreifen.

Der Häuptling der Jassatschnaja-Jukagiren.

Im Jahre 1872 geschah es, dass der Bezirksbeamte den Jukagiren das Pulver vorenthielt, weil sie dem Staate noch

eine alte Schuld nicht bezahlt hatten, so dass ihnen buchstäblich der Hungertod drohte. Da erhielt Schalugin von den Jakuten für 40 Eichhornfelle ein Pfund Pulver (= 8 Rubel), tötete binnen kurzer Zeit 80 Renntiere und rettete somit die Hälfte seines Stammes vom Hungertode, während die andere Hälfte auf eine ähnliche Weise von einem anderen Jäger gerettet wurde. Schalugin wird ausserdem als der beste Meister im Bau von Booten und Kähnen bezeichnet, die er im Sommer nach Werchnekolymsk bringt. Als Schmied bekommt er nur gute Worte, selten ein Geschenk. Schalugin ist der typische Vertreter der alten Jukagiren. Er ist überaus bescheiden, anstössige Worte sind ihm fremd, und er errötete, als ich ihn über die Einrichtung gewisser Teile seiner Kleidung befragte. Er ist schamhaft wie ein Mädchen. Die Jukagiren sagen, dass ihre Vorfahren vor Scham starben.

Trotz seiner geachteten Stellung lächelt er gutmütig dazu, wenn die Jugend über ihn spöttelt; er öffnet dann den Mund und streckt die Zunge heraus, wie ein Kind, was zwar nicht für grossen Verstand, aber desto mehr für ein gutes Herz spricht. Besonders drangen in meiner Anwesenheit junge Leute mit der listigen Bitte in ihn, er möge doch einmal erzählen, wie er mit der „runden russischen Speise“ Handel trieb. Später wurde es mir klar, dass die Jukagiren so kleine, ringelförmige Kringel (Bretzel) nennen.

Mehl haben sie mit dem Namen *ile-lägul* bezeichnet, das heisst eine neue Speise; Brot und Zwieback nennen sie einfach *lutschi-lägul*, das heisst russische Speise.

Es lohnt sich wohl, die Geschichte von der runden russischen Speise hier wiederzugeben. Schalugin ist nicht nur Gewerbetreibender und Fabrikant, sondern nimmt auch am Tauschhandel teil. Aber womit und zu welchem Zwecke treibt er Handel? — Jedes Jahr im November mietet er von den Jakuten für 6—7 Rubel ein Pferd und reitet zum Flusse Korkodon hin, zu dem um diese Zeit aus dem Bezirke Gishiga, vom Ochotskischen Meere her, Koräken und Lamuten wandernd kommen. Der Vater Chotingis hat eine grosse Familie, die jeden Winter neue Pelzkleidung fordert.

Felle von den von den Seinigen erlegten wilden Renntieren erhält er wenig, diese fallen meistens den zur Jagd weniger

fähigen und armen Leuten zu. Die Lamuten geben die Felle ihrer Hausrenntiere nicht ohne Entgelt her, man muss etwas zum Eintauschen haben. Zu diesem Zwecke schafft er sich eine alte, nicht mehr zu gebrauchende Axt an, aus der er 15—20 Messer schmiedet. Für ein jedes erhält er ein Renntierfell. Die Axt kostet ihn 2 Rubel (es muss hierbei erwähnt werden, dass alle Rechnungen mit Eichhornfellchen, die dort als Münze gelten, beglichen werden), und 2 Rubel fordern die jakutischen Händler für ein Fell, so wird der Tauschhandel des Schmiedes sehr einträglich. Die Miete für das Pferd bringt er schon ein, da es nicht seine Gewohnheit ist, Eichhörnchen, die an ihm vorbeilaufen, lebendig davonkommen zu lassen. Um seinen mitgenommenen Warenvorrat mannigfaltiger zu gestalten, fügt Schalugin noch 1 Meter roten Stoffes russischer Fabrikation und $^1/_2$ Theetafel chinesischer Einfuhr hinzu, wofür er, freiwillig oder erbettelt, noch 3—4 Felle erhält. — Einst wurde Schalugin ganz unbeabsichtigterweise in eine sehr unvorteilhafte Grosshandelsaffaire hineingezogen. Ein Herr, dessen Berufspflichten mit dem Handel nichts gemein haben, nahm den alten Schalugin als Wegführer auf den Korkodon mit. Unterwegs gab er ihm verschiedene Waren, die er bei den Lamuten gegen Fuchs- und Eichhornfellchen eintauschen sollte.

Schalugin hatte nicht den Mut, die Forderung einer so wichtigen Persönlichkeit abzulehnen und wurde auf diese Weise Verkaufsvermittler. Unter den von ihm erhaltenen Waren befand sich auch ein Sack mit „runder russischer Speise“, von der jeder einzelne Kringel ein Eichhornfellchen eintragen sollte, ungefähr 20 Kop., 40 Pf. also. Unterwegs auf dem Glatteise stolperte sein Pferd, fiel nieder und zerbrach einen Teil der Kringel.

Schalugin, zu Tode erschrocken, wollte solche zerbrechliche Ware schnell wieder los werden und den Sack seinem Vollmachtgeber wieder zurückgeben. Letzterer nahm ihn jedoch nicht an und meinte: „Du hast ihn übernommen, folglich bist Du verantwortlich.“

Am Korkodon vertauschte der Alte einen Teil ganz gebliebener Kringel gegen Eichhornfellchen, und die Lamuten fanden den zu zahlenden Preis nicht einmal besonders hoch. Die übriggebliebenen Kringel legte Schalugin samt dem Sacke

auf das flache Dach der Blockhütte. Das erfuhren die jukagirischen Kinder am Korkodon, und bald war die „russische Speise“, die zerdrückte sowohl als auch die, welche noch ihre runde Form hatte, in den Kindermägen verschwunden. Schalugin aber musste für den ganzen Inhalt des Sackes einstehen, obwohl er nicht die Zahl der Kringel kannte, überhaupt für so grosse Rechnungen keinen Sinn hat. Seit dieser Affaire sind schon acht Jahre vergangen, jedes Jahr zahlte er seine Schuld mit Fuchsfellen und Booten ab, und im Vorjahre hatte er noch 150 Rubel zu zahlen. So traurig endete der Grosshandel des Schmiedemeisters, und aus diesem Grunde sagte sein Schwiegersohn, dass der „Alte“ viele Schulden zu zahlen hätte. Schalugin ist der reichste Mann des Geschlechtes, denn er hat viele Arbeitshände: sein Schwiegersohn und Sohn sind die besten Jäger, sie töten im Frühling 100 und noch mehr Renntiere, welche aber zur Ernährung von sechs bis acht Häusern dienen müssen; sie stellen 100—150 Fallen auf, welche ihnen 10 Rotfüchse und 1—2 Graufüchse bringen. Alljährlich bauen sie einige Boote und Kähne, auch ist Schalugin im Besitze eines Zug- und mehrerer gewöhnlicher Netze. Er hat für dortige Verhältnisse ein sehr reichhaltiges Wirtschafts-Inventar, welches ich mir erlauben werde, hier aufzuzählen. Es besteht nämlich aus 2 kupfernen Theekannen, 3 eisernen Kesseln, 2 Pfannen, einem emaillierten Teller und 2 Theetassen. Er besitzt ferner Schmiedewerkzeuge und endlich — viele Schulden. Nichtsdestoweniger tragen seine Mädchen und Kleinen keine russischen Hemden, sondern nur Lederkleidung. Seine Familie trinkt ein halbes Jahr keinen Thee und raucht an Stelle des mangelnden Tabaks zerschnittene Tabaksbeutel und ebensolche geräucherte Felle. Den Frühling verlebt er, gleich den anderen Jukagiren, halb hungernd. Diejenigen Familien, welche keinen Jäger haben, leben noch im Naturzustand des steinernen und knöchernen Zeitalters. Sie kaufen

Kindertracht der Jukagiren.

nichts; Thee und Tabak bekommen sie umsonst von solchen reichen Leuten, wie Schalugin. Sie kennen weder russische Hemden noch besitzen sie Theekannen. Einen Kessel, der den verschiedensten Zwecken dient, stellt ihnen Schalugin aus den blechernen Pulverkisten her. Anstatt der Teller und Tassen haben sie Körbchen und Schachteln aus Birkenrinde. Ihre Winterkleidung aus Renntierfellen ist haarlos, so dass sie im Winter gegen Kälte schlecht geschützt sind. Ein elenderes und armseligeres Leben, als dasjenige dieser Jukagiren, kann man sich kaum vorstellen, und traurig ist es, dass es Menschen gibt, die sich an den spärlichen Jagderträgnissen dieser Armen bereichern, wie der Fall Schalugin bezeugt.

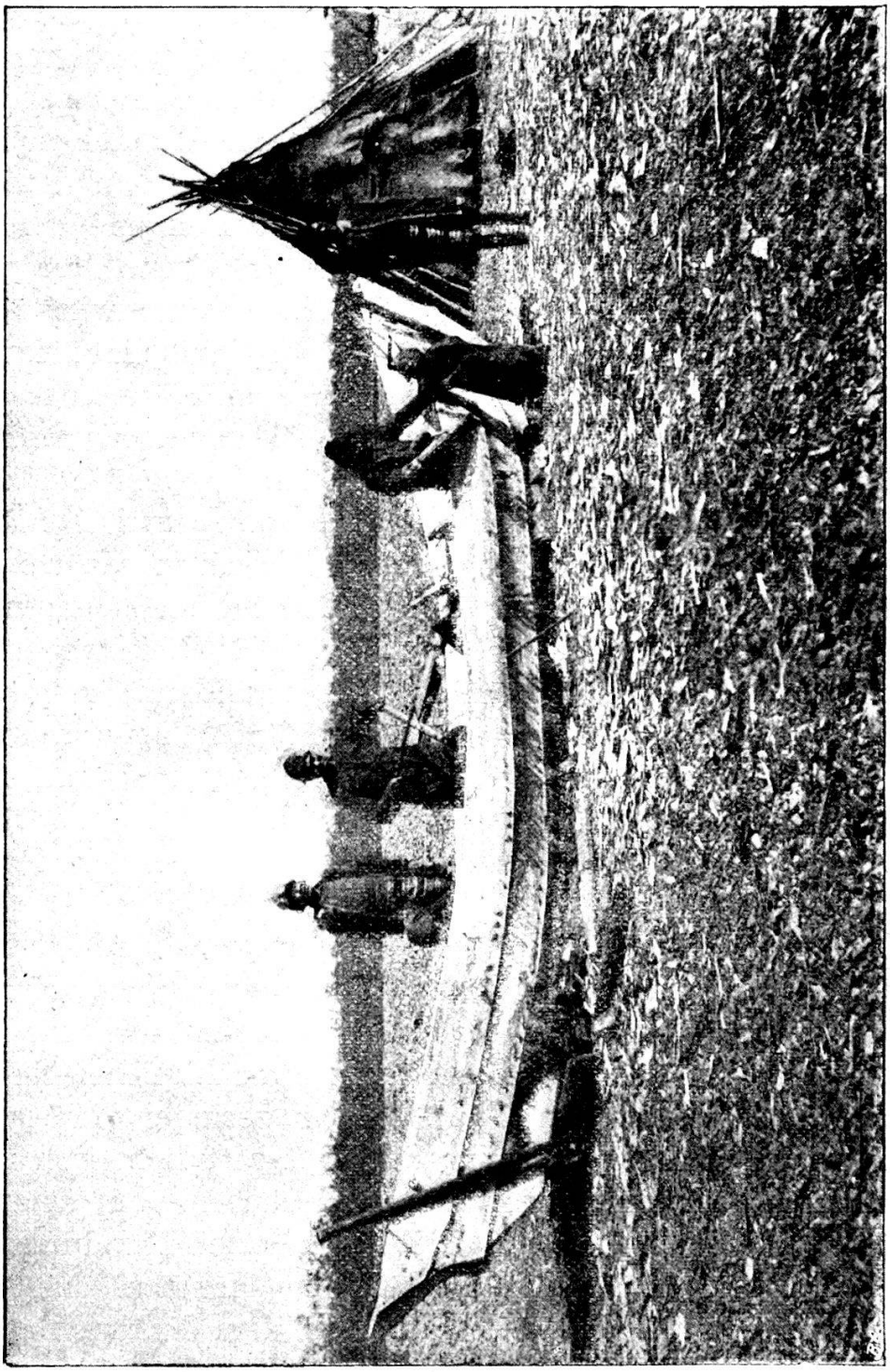
Die Jukagiren am Flusse Korkodon.

Auf dem Jassatschnaja-Flusse, sowie auf seinem Nebenflusse Nelemnaja verbrachte ich mehr als fünf Monate, August bis Dezember 1895. Die gesamte jukagirische Bevölkerung dieser Flüsse, zusammen mit einigen jukagirisierten lamutischen Familien, besteht aus 130 Menschen. Aber bei diesem Häuflein haben sich sehr wertvolle Daten für die Ethnologie des Volkes erhalten. Die jukagirische Bevölkerung am Flusse Korkodon nebst den drei lamutischen Familien besteht aus nur 60 Seelen. Am Korkodon-Fluss, der zu der entlegensten Gegend des Bezirkes gehört, haben sich noch mehr Spuren des primitiven Lebens erhalten; dort leben traurige Ueberreste zweier fast ausgestorbener Geschlechter. Sie haben jetzt gemeinsam mit den Jukagiren des Jassatschnaja-Flusses einen Häuptling und gehören zum Hasengeschlecht (Uschkanski rod).

Am 7. August 1896 fuhr ich im eigenen Boot von Werchnekolymsk die Jassatschnaja hinauf und hielt zehn Werst von Werchnekolymsk, dort, wo ein Kolyma-Arm in die Jassatschnaja einmündet, an. Dieser Arm führt den Namen Prorwa und bildet mit der Kolyma und Jassatschnaja ein Delta.

An der Prorwa wurde ich von zwei Korkodoner-Familien erwartet, die zu diesem Zwecke im Frühling vom Korkodon nach Werchnekolymsk gegangen waren. Hier standen auch einige Urassen der Jassatschnajer Jukagiren, die sich zum Omulfang (Coregonus Omul) hier befanden. An der Mündung

der Prorwa lebte ich bis zum 17. August. An diesem Tage begab ich mich mit meinen Begleitern über die Prorwa auf den Kolyma-Fluss.



Jukagiren an der Jassatschnaja beim Bau meines Fahrzeuges (Karbass).

Es war eine ganze Flottille, aus vielen Kähnen und drei Booten bestehend. Unsere Gesellschaft zählte 22 Personen (10

Männer, 6 Frauen und 6 Kinder). In dem ersten Boote befanden sich ausser mir, dem Kosaken Antipin und dem Dolmetscher Alexei Dolganow noch drei Jukagiren, die das Boot leiteten. Die übrigen Männer fuhren in leichten Kähnen voraus. Zwei Boote mit den Kindern, der Wirtschaft und den Zelten wurden von den Frauen gezogen.

Hinter ihnen liefen 20 Hunde, die öden Ufer belebend. Die Jukagiren lassen ihre Boote nicht von den Hunden ziehen, wie dies unterhalb der Kolyma die Russen und Jakuten thun. Ein guter Strandpfad ist sehr selten, und wo ein Mensch die steilen oder mit der Flora des Urwaldes bedeckten Ufer passieren kann, indem er den Strick über einen Baum wirft oder einen ganzen Hain ausrodet, da würde ein Hund nicht durchdringen können. Der ganze Weg bis zum Nebenfluss des Korkodon, Rassocha, dauerte 20 Tage. Nach meinen Berechnungen legten wir über 400 Werst zurück, so dass auf eine Stunde 3—3½ Werst kamen. Die Entfernung zwischen den Mündungen der Jassatschnaja und des Korkodon schätze ich auf über 300 Werst. Diese ganze Gegend stellt ein noch unerforschtes, unbekanntes Gebiet dar. Die Reisewege der Expeditionen von Billings (1787), der Reisegefährten des Baron Maydel (1870), und von Tscherski (1891) lagen westlich von diesem Gebiete. Letzteres liegt zwischen 168° und 170° östlicher Länge (von Ferro) und zwischen 65,9° und 64,5° nördlicher Breite (Werchnekolymsk als bestimmter Punkt genommen).

Das Bett des Flusses Kolyma, südwärts von der Mündung der Jassatschnaja, d. h. über 1000 Werst vom Ocean, zeichnet sich trotzdem durch seine bedeutende Breite aus, und die Kolyma erscheint noch als grosser Fluss mit zahlreichen Nebenflüssen von sehr starkem Lauf, jedoch geringer Tiefe, mit vielen Inseln und Sandbänken. Das Flussbett zieht sich über den nördlichen Abhang einer weiten Hochebene, auf der sich einzelne Bergrücken erheben. Bald hinter der Mündung der Jassatschnaja nach Süden zu erhält das Flussthal das Aussehen einer ziemlich weiten Ebene. Auf dem linken, flachen Ufer, das mit Kies bedeckt ist, sind nur von fern Ausläufer des Bergrückens Ulachan-Tschistaja zu sehen, auf welchem die Flüsse Jassatschnaja und Nelemnaja entspringen.

Auf der rechten Seite treten die Berge nach Osten zurück und das hügelige, steile Ufer ist mit Lärchenholz bedeckt. 80 Werst von der Jassatschnaja treten die Berge von Osten zum Flusse heran und bilden hier kuppelartige Gipfel mit waldigen Abhängen, dort kahle Ablagerungsschichten von Kalk- und Sandstein der mannigfaltigsten Formen. Der Bergrücken gegenüber der Mündung der Prorwa führt den Namen Schamankin-Stein. Hier hing auf einem Abhange ein alter, hölzerner jukagirischer Götze, den ich mit mir nahm. Ein Gipfel dieses Bergrückens ist ganz mit weissen Flechten bedeckt und erscheint von fern, von der Sonne beleuchtet, wie mit Schnee bedeckt. Die Jukagiren nennen ihn Ponchopia, d. h. „weisser Berg“. Südwärts von der Popowa-Mündung besteht das rechte Ufer aus Felswänden von Trachyt. Hier sind die Berge von Westen näher an das Ufer getreten, während sie sich der Mündung des Korkodon von Osten und Westen nähern. Das Flussthal verengt sich und das ganze Gebiet erhält den Charakter eines wirklichen Berglandes. Die Jukagiren besitzen romantische Legenden über Liebesgeschichten der Berggipfel untereinander, wie von lebenden Personen verschiedenen Geschlechts. Gegen die Mündung des Korkodon, am linken Ufer, erhebt sich eine der Form nach an die Jungfrau der Berner-Alpen erinnernde Bergspitze. Es ist auch eine Dame. Die kleinen Aufblähungen an den Seiten unter dem Gipfel sieht die jukagirische Phantasie als Frauenbrüste an. Es ist jedoch nicht die Schweizer-Jungfrau, die sich unter der Decke des ewigen Schnees verbirgt, sondern eine braune Jukagirin, die vielen Buhlern ihre Gunst bezeigt. Nicht umsonst benannten sie die Jukagiren Tschomo-Tschuwodsä, d. h. „ein grosses Herz, ein weites Herz“. An der Mündung des Korkodon, am rechten Ufer, erhebt sich ein Gipfel, Larajäk genannt. Dies ist ein Jüngling. Am linken Ufer, näher zur Kolyma, erhebt sich noch ein Gipfel Namens Kogolgijä — ebenfalls ein Jüngling. Beide genossen die Gunst Tschomo-Tschuwodsäs. In finsteren Nächten passierten sie die Kolyma, und Tchomo-Tschuwodsä empfing im geheimen bald diesen, bald jenen Anbeter. Nun aber gebar sie einen Knaben, und zwar von Larajäk. Als Kogolgijä von seinem Nebenbuhler erfuhr, geriet er in Wut, lief über den Fluss und warf im Zorne das Kind in

denselben. Tschomo-Tschuwodsä erfasste eine eiserne Ninba[1] und begann den Zornigen zu schlagen. Sein Geschrei ertönte den ganzen Fluss entlang, alle Gipfel ober- und unterhalb der Kolyma gerieten in Bewegung, wie durch Erdbeben; sie wollten zu Hülfe eilen, blieben aber vernünftigerweise an ihren Plätzen. Das Kind des „weiten Herzens“ wurde vom Wasser fortgetragen. Zehn Werst nördlich vom Korkodon, der Mündung des Flusses Stolbowaja gegenüber, blieb es stehen und wuchs zu einer Felseninsel aus. So lautet die jukagirische Erklärung für den Ursprung der Insel, die, durch Einwirkung des Wassers vom Hauptrücken getrennt, unter dem Einfluss der Verwitterung zerstört wird.

Von der Prorwa bis zum Korkodon war die Richtung des Weges eine südöstliche, mit geringen Abweichungen gegen Ost-Süd-Osten. Der Weg über den Korkodon bis zur Rassocha ging direkt nach Osten. Die Berge dem linken Ufer entlang begannen bald in Hügel überzugehen, der Horizont vergrösserte sich, und längs des rechten Ufers zogen sich Hügel des Zweiges vom Kolyma-Bergrücken hin. Der Fluss Korkodon fliesst, soweit ich erfragen konnte, von seinem Ursprung an westwärts, aus dem See Burujan, nördlich von dem Ursprunge des Flusses Omolon hervorgehend, welcher südlicher aus dem See Kendengä entspringt. Der obere Lauf des Omolon hat eine nördliche Richtung, und die Fortsetzung des Korkodon in gerader Linie würde den Omolon unter einem rechten Winkel durchschneiden. Auf den Karten jedoch sind die Quellen dieses Flusses nördlich vom Korkodon angegeben. Während sich dort waldige Bergrücken ausbreiten, stellt das Gebiet südlich von ihm, da, wo sich die Quellen des Korkodon und Omolon wirklich befinden, eine weite baumlose Ebene dar, die mit Seen, Gras und Moos bedeckt ist. Wahrscheinlich ist diese Ebene der östliche Teil der umfangreichen Ojmjakonschen Hochebene, auf der die Kolyma und Indigirka aus einem See entspringen. Sowohl der gänzliche Mangel an Wald, als auch der Umstand, dass dort im Sommer reiche Lamuten mit ihren Renntierherden weilen, zeigen die bedeu-

---

[1] Ninba bedeutet auf jukagirisch ein hölzernes Zuschneidebrett für Kleidungsstücke.

tende Höhe über dem Meeresspiegel an. Noch ein Beweis dafür ist die Thatsache, dass sich der Stanowoj-Bergrücken, nach den Worten der Lamuten, gen Osten (Gishiga) steil, nach der Seite der Ebene aber fast unbemerkbar senkt.

Der ganze südliche Teil des Bezirkes zwischen den Flüssen Jassatschnaja und Korkodon und südlich von diesem ist öde und ganz menschenleer.

Die letzten Jakuten des Kolyma-Bezirkes befinden sich am Jassatschnaja-Flusse, nördlich von den jukagirischen Winteraufenthalten. Nur im Winter wandern einige Familien der Indigirka-Lamuten von den westlichen Bergrücken zur Kolyma herüber, und das Stanawoj-Gebirge überschreiten die Gishiga-Lamuten und Koräken, während die Jassatschnaja- und Korkodon-Jukagiren sich vom Februar ab nach allen Flüsschen zerstreuen. An den Quellen der Jassatschnaja und Nelemnaja und an den Mündungen der Nebenflüsse der Kolyma: Balygytschan, Saimtschan und Bujunda, befinden sich nur 2 oder 3 Jakutenjurten, deren Bewohner vor kurzem eben dorthin einwanderten. Sie kamen aus dem Bezirke Jakutsk mit ihrem Vieh über die Ojmjakonsche Hochebene. Der Sommer des Jahres 1896 war ein kalter. Am 7. August, dem Tage meiner Abreise von Werchnekolymsk, sank die Temperatur des Nachts unter 0°, am Tage stieg sie bis auf 15° C. Aber auch bei dieser niedrigen Temperatur wurden wir von Scharen von Schnaken verfolgt. Am 5. September fiel Schnee, am 9. war die Minimaltemperatur —9°.

Das erste Nachtlager wurde 10 Werst hinter der Prorwa nach Süden zu hergerichtet. Sobald man ans Ufer kam, stellten die Frauen, trotz ihrer Ermüdung, ihre konischen Zelte aus Renntierfellen auf, brachten Holz und machten Feuer. Die Fischfänger warfen ihre Netze aus, von denen wir insgesamt 15 mitgenommen hatten. Fische wurden in so reichem Masse gefangen, dass sie noch für den nächsten Morgen reichten. Meine sorglosen Reisebegleiter nahmen deshalb die Netze fort und fingen am nächsten Abende nichts mehr. So ging es oft. Von den 20 Reisetagen wurden nur an sechsen glückliche Fänge gethan, sonst fing man nur 2 bis 3 Fische für die ganze Gesellschaft.

Mein Proviant, der aus einigen Pud (1 Pud = 16,48 kg) Zwieback und Mehl, dem eingesalzenen Fleisch einer Kuh und aus gedörrten Fischen bestand und der für drei Personen auf einige Monate berechnet war, wurde schon auf dem Wege bis zum Korkodon fast verbraucht.

Zwei jukagirische Jünglinge vom Korkodon.

Wir brachen gewöhnlich um 10 Uhr des Morgens auf. Um 3 Uhr tranken wir alle zusammen Thee, um 5 Uhr erhoben wir uns wiederum und hielten erst um 8 Uhr an, um zu übernachten.

Während des ganzen Weges bis zur Mündung der Rassocha begegneten wir keinem einzigen Menschen, wir bemerkten nicht einmal ein Renntier, obgleich Renntierspuren am Ufer zu beobachten waren. Dafür erblickten wir oftmals Bären. Als wir einst abends am Ufer anhielten, warfen sich die Hunde nach dem Walde zu, liefen aber bald hinaus, verfolgt von einem grossen Bären und drei kleineren, augenscheinlich der Mutter und zwei Jungen. Als die Bären Menschen und Kähne erblickten, liefen sie eiligst davon. Bären sind sehr nervös und erschrecken vor jeder Ueberraschung, wie Frauen. Bei der herrschenden Dunkelheit mussten wir leider von einer Verfolgung abstehen.

Von der Mündung des Korkodon aus fuhr ein Jukagire voran, und an der Mündung der Rassocha wurden wir von einer ganzen Flottille empfangen. Hier war die ganze korkodonische Bevölkerung, die Frauen und Kinder ausgeschlossen. Eine ängstlichere und verschämtere Bevölkerung als diesen Menschenhaufen, der sich in die Flussthäler inmitten der Berge verloren hat, kann man sich kaum vorstellen. Als wir ans Ufer kamen, trat jeder der Reihe nach an uns heran, bückte

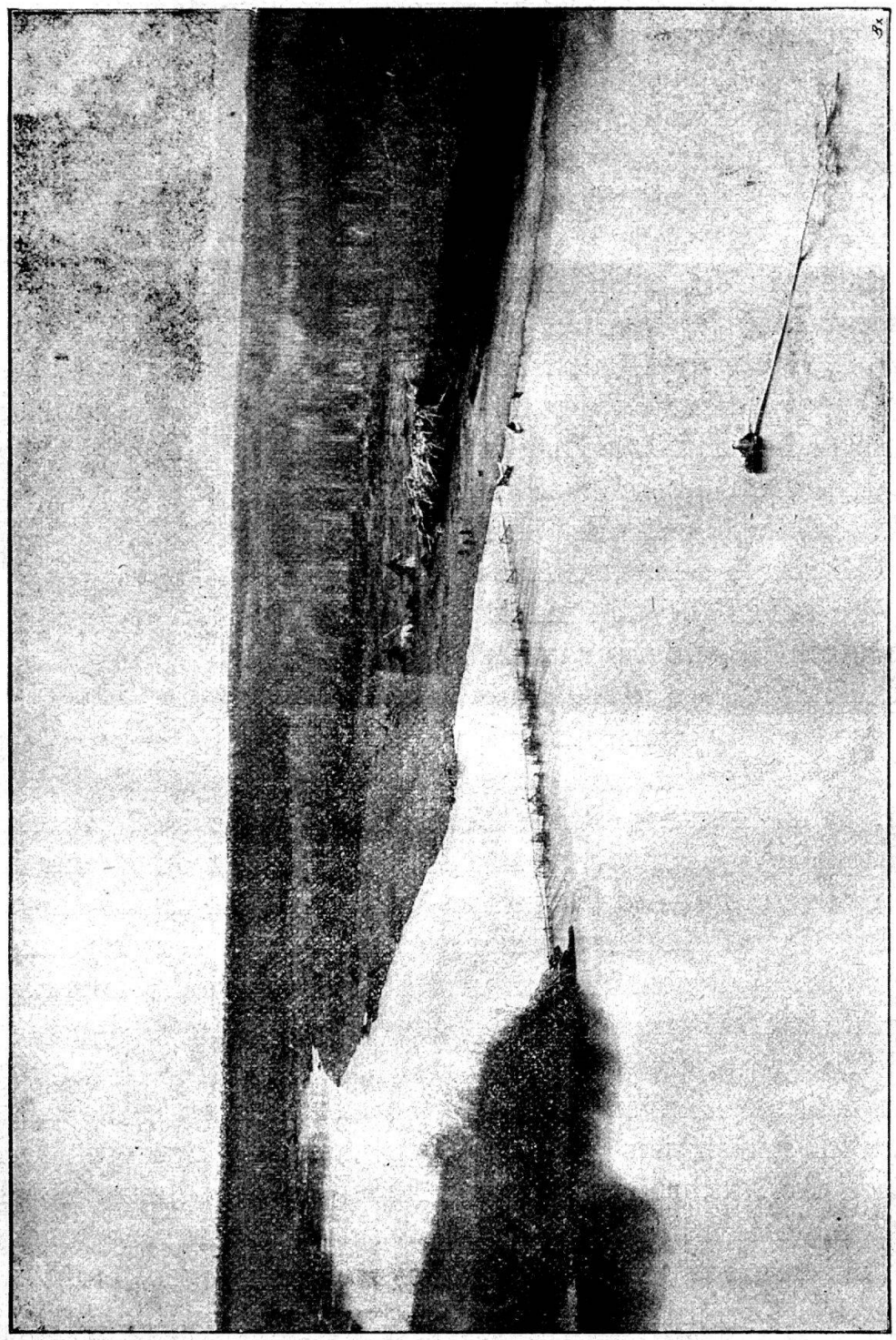
sich und nahm vor dem „grossen Herrn“ die Mütze ab. Sogar die Frauen und Mädchen nahmen ihre verzierten Kopfbedeckungen ab. Die Empfangsceremonie war wahrscheinlich früher repetiert worden, aber auch der Ceremonienmeister wusste nichts davon, dass der Sitte der Kulturvölker, zum Zeichen der Ehrerbietung ihr Haupt zu entblössen, Damen nicht unterworfen sind. Um so mehr waren sie überrascht davon, dass der „grosse russische Herr“ ihnen allen bei der Begrüssung die Hand gedrückt hat, und noch lange werden sie davon erzählen. Es sind wahre Kinder der Natur. Alles Neue überrascht sie und macht sie bestürzt. Sie sind zwar tapfer und behend in der Jagd, aber für ihre Furcht vor den Kulturmenschen haben sie Gründe genug. Nur einmal im Jahre bekommen sie die im November ankommenden jakutischen Händler zu Gesicht, und nur im Winter begegnen sie den Gishiga-Lamuten. Die ganze übrige Zeit sind sie auf die Berge angewiesen, deren Schweigsamkeit sich in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Sprache ausprägt. Es ist eine interessante Thatsache, dass es unter den 60 Menschen dort 2 Taubstumme gibt.

Zwei jukagirische Mädchen vom Korkodon.

Im allgemeinen ist die Lebensweise der korkodonschen Jukagiren derjenigen der jassatschnaschen ähnlich. Den Wechsel von Nahrungsfülle und Hunger betrachten sie als eine normale Erscheinung. Im Frühlinge ziehen sie alle den Korkodon hinauf, um nach Renntieren zu jagen, und zu Beginn des Sommers steigen sie wieder den Fluss hinab nach seiner Mündung.

Die Meeresfische gelangen nicht bis zum Korkodon; dort hat man nur noch Flussfische, die aber auch die Gewohnheit haben, zu wandern. Gegen den Winter steigen sie in die

Kolyma hinauf, mit ihnen die Korkodoner samt ihren schlechten Netzen. Hier ist der Fischfang auch gemeinschaftlich, aber



Das Lager der Jukagiren und mein Zelt am Ufer des Korkodon aus der Vogelperspektive.
Mündung der Rassocha und Fischwehr mit Reusen im Korkodon.

nicht die Fische werden verteilt, sondern die Fangplätze, und zwar geschieht dies auf folgende Weise: Während am Jassatschnaja-Flusse das zum Fischfange aufgestellte Wehr nur ein

Thor mit davor befindlichem Hanfsacke besitzt, wird das Wehr hier mit vielen Thoren versehen, vor deren jedem sich eine Weidenreuse befindet. Die Verteilung der Reusen geschieht im Verhältnis zur Kopfzahl der Familie. Ich wohnte diesem Fischfange auf dem Flusse Rassocha, 10 Werst von der Mündung, bei. Hier verblieben wir bis zum 18. September; alsdann zog man nach der Mündung des genannten Flusses und richtete am Korkodon ein neues Wehr auf. Die minimale Temperatur war —12°, die höchste bei Tage —2°, doch wateten Männer und Frauen mit blossen Füssen im eisigen Wasser und arbeiteten am Wehr. Am 29. September waren die extremen Temperaturen —18° bei Nacht, bei Tage —9°. Bei Nacht gefroren die Ufer, schon zeigten sich die ersten Eisschollen, und wir begaben uns den Korkodon hinab, 5 Werst unter die Mündung der Rassocha. Dort befinden sich die Winterhütten der Korkodoner, mit jakutischen Kaminen und Eisfenstern ausgestattet. Zwischen den Balken der Wände und Thüren sind überall Spalten, von der niedrigen Decke fällt die Erde herunter, und der Schornstein wird nie geschlossen. Die Tinte gefror bei Nacht, und bei Tage musste man sie am Kamine wärmen. Im Hause ist zwar kalte, aber reine und trockene Luft, frei von dem Dunst, der die Häuser der russischen Kolyma-Bewohner bis zur Unerträglichkeit erfüllt, denn diese bedecken die Schornsteine der Kamine mit Renntierfellen und Lumpen. Aber im Vergleich zu der mir vorher zur Wohnung dienenden Urassa war diese Hütte sehr bequem. Hier verblieb ich bis zum 15. November. Ich werde hier das Leben am Flusse Korkodon nicht näher beschreiben, sondern bemerke nur, dass ich das Unglück hatte, Zeuge einer Hungersnot zu sein.

Der Herbstfischfang war schlecht gewesen, so dass schon Mitte Oktober alle Vorräte aufgezehrt waren. Dämme und Netze befanden sich zwar noch im Flusse, jedoch zeigt sich der Flussgeist um diese Zeit schon karg. Der Korkodon friert an einigen Stellen erst Ende Dezember oder Januar zu. Diese interessante Erscheinung erklärt sich nicht nur durch den reissenden Lauf des Flusses, sondern auch durch unterirdische Quellen, die sowohl am Korkodon als auch an den anderen Nebenflüssen des Oberlaufs der Kolyma vorkommen.

Man fing alltäglich nur 6 bis 10 Fische für die ganze Bevölkerung, dazu fiel noch, um das Unglück zu vervollständigen, hoher Schnee; da derselbe im Herbste weich ist, so konnte man nicht zur Jagd ausgehen, und die Jäger mussten, obgleich ich sie mit Pulver versehen hatte, unthätig zu Hause bleiben. Ich hatte nur noch einige Pfund Zwieback und etwas Ziegelthee, der ebenfalls zur Neige ging.

Ein jukagirischer Speicher auf Pfählen, um die Nahrung vor Bären zu schützen.

Am 1. November sollte ein jakutischer Unternehmer mit Pferden von Werchnekolymsk kommen, um mich mitzunehmen; er langte jedoch erst am 15. November an. Die letzten Tage gab es auch keinen Thee mehr. — Schwer ist es, das Aussehen eines hungernden Menschen, seine entzündeten Augen, den wandernden Blick, die vertrockneten Lippen, zu vergessen. Die Hunde streiften, sich selbst überlassen, hungernd umher. — Am 8. November endlich erschienen zwei Familien Gishiga-Lamuten, und ich kaufte ihnen zwei Renntiere ab, deren Fleisch ich nun mit den Jukagiren teilen konnte. Am nächsten Tage kamen noch vier Familien an; ich lud jetzt alle Hausbesitzer, unter denen auch ein Stammeshäuptling war, zu mir ein und schlug ihnen vor, für die Hungernden,

auf deren Territorium sie Eichhörnchen jagen, Renntiere zu spenden. Sie willigten sofort ein, obgleich sie selbst arme Menschen, Besitzer von nur etwa 15 bis 20 Renntieren, waren. Zwei Männer gaben je zwei Tiere, die übrigen je eins. Auf diese Weise war die Krisis für eine Zeit überstanden. Nach einigen Tagen reiste ich ab; wie es nachher geworden, weiss ich nicht. Die Lamuten hatten mir aber versprochen, ihren reichen Stammesgenossen, wenn sie anlangten, meine Bitte betreffs weiterer Spenden zu unterbreiten.

Von den Gishiga-Lamuten, die nach dem Kolyma-Bezirke zur Eichhornjagd kommen, stellte ich eine Liste von 50 Familien zusammen; ausser ihnen kamen noch einige Horden Koräken. Die armen Leute, die Jäger, gehen voran; nach einem Monate oder zwei kommen die Reichen mit Herden von Renntieren, die sie gegen Eichhörnchenfelle umtauschen. Für ein fettes Renntier nimmt man 50 Eichhörnchen, für ein mageres 40, für ein zweijähriges 30 Stück. Wie die Jukagiren behaupten, beginnen die Lamuten vor der Zeit zu jagen, ohne auf sie zu warten. Im Winter treiben erstere die Eichhörnchen auseinander, im Frühlinge die Renntiere, so dass, wenn die Jukagiren hinausziehen, sie nur die Spuren der Lamuten und der von ihnen verjagten Tiere finden.

Ehe überhaupt jakutische Händler zum Korkodon kamen, erhielten die Jukagiren von den Lamuten umsonst Renntierfelle zur Kleidung; jetzt tauschen die Jakuten alles ein, und die Lamuten haben mit ihren Geschenken aufgehört. Jetzt suchen sie so oft als möglich ihre Aufenthaltsorte vor den Jukagiren zu verbergen, damit letztere bei ihnen nicht betteln; mitunter kam es aber zu Streitigkeiten und Drohungen zwischen beiden Stämmen. — So kam im Frühlinge des Jahres 1890 der jukagirische Stammeshäuptling mit einigen Jassatschnaer Familien nach dem Korkodon. Hier begegnete er den Korkodon-Jukagiren; weder die einen noch die anderen hatten Glück auf der Jagd. Der Hunger brach aus. Sie gaben den Lamuten schuld, suchten sie auf und verlangten von ihnen Nahrung. Die Lamuten weigerten sich.

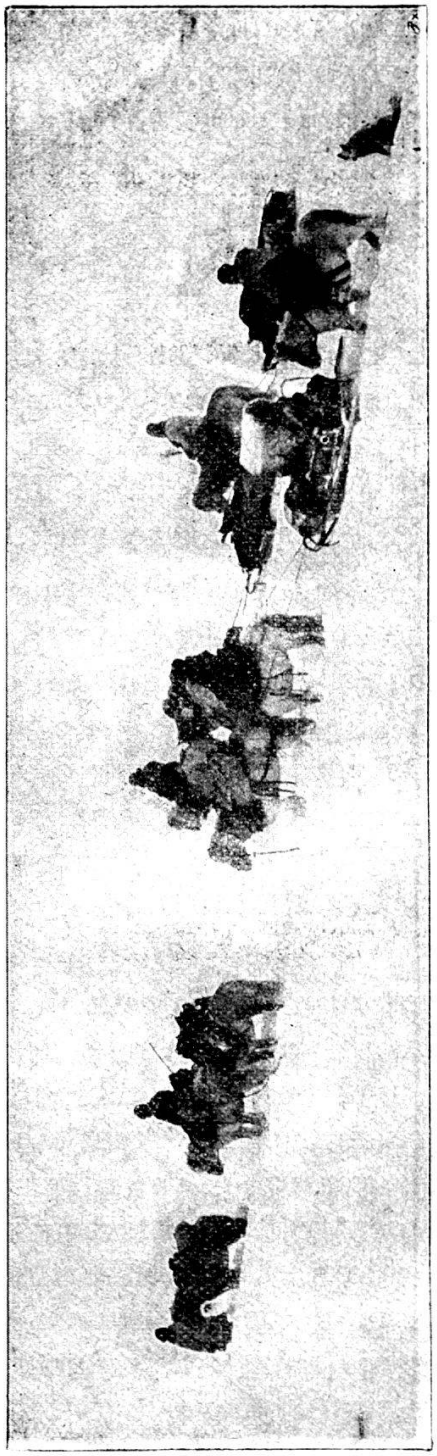
Zu dieser Zeit kam von der Kolyma ein jakutischer Stammeshäuptling des Tauschhandels wegen, und die Jukagiren wandten sich an ihn, als Schiedsrichter. „Richte uns“,

sagten sie. Man sandte Boten in die lamutischen Lager. Die Greise erschienen. Der jakutische Häuptling, der Branntwein brachte, um denselben gegen Füchse einzutauschen, und der für 10 Eichhörnchen nur 1/4 Pfund Thee gab, erwies sich nichtsdestoweniger als ein vernünftiger und gerechter Richter. — Der jukagirische Häuptling stellte sich in die Pose eines Bittenden, d. h. er kreuzte die Hände über der Brust und begann eine ganze Litanei herunterzusagen. Die Jukagiren nickten dazu mit den Köpfen, während die Lamuten dieselben in der Ueberzeugung hängen liessen, dass sie etwas würden geben müssen.

„Ihr seid Leute mit Pferden, ihr seid Leute mit Renntieren“, begann der jukagirische Häuptling, sich an die Jakuten und Lamuten wendend, „wir aber sind Fussgänger. Wir haben zwar Hunde, aber trotzdem müssen noch unsere Weiber und Mädchen die Schlitten mit Haus und Kindern ziehen. Das Pferd kann selbst Gras finden, das Renntier Moos; den Hund aber muss man ernähren. Hat der Mensch nichts zu essen, dann leidet auch der Hund Hunger. Unsere Leute gehen nach allen Richtungen auseinander“, — dabei deutete er mit ausgespreizten Fingern bildlich die Richtungen an. — „Wir suchen Nahrung, wir suchen Kleidung; nichts ist da; weder Renntiere noch Eichhörnchen, nichts als lamutische Spuren, „leere“ lamutische Spuren. Die Wangen sind vom Hungern eingesunken, was werden wir für den nächsten Winter anziehen? Erjagen wir keine Renntiere, so haben wir keine Fellkleidung und müssen erfrieren. Ihr, Reiter (die Berg-Lamuten gebrauchen keine Schlitten, da sie auf Renntieren reiten), seid auf unseren Boden gekommen, Ihr habt Renntier und Eichhorn auseinandergetrieben. Ihr, Reiter, beginnt mit der Jagd, ohne auf uns zu warten, die wir nur auf unsere Füsse angewiesen sind. Hätten wir wenigstens zusammen zu gleicher Zeit gejagt. Jetzt gebt uns Fleisch, gebt uns Felle! Du gehst in die Festung (d. h. Srednekolymsk)“, redete er den jakutischen Häuptling an, „du siehst unsere Obersten, du richtest die Leute deines Stammes; urteile auch über uns!“

Die Lamuten erwiderten, dass auch sie Unterthanen des Zaren seien, dass auch sie Tribut abgeben, und es Erde des

Zaren sei, worauf sie jagten. „Wir gehen dorthin auf die Jagd, wo wir etwas zu erjagen hoffen, und wir sind schuldlos daran, wenn der Jagdgeist jemandem sein Wohlwollen entzieht“; sagten sie. — Der jakutische Fürst jedoch entschied, dass sie Renntiere zur Nahrung geben müssten; denn wie könne man Leuten letztere verweigern, wenn sie Hunger leiden; was aber Kleidung anbetrifft, so sollten sie selbst darüber entscheiden, da es noch unbestimmt sei, ob die Jukagiren erfolgreich gejagt hätten, wenn die Lamuten nicht da wären. Letztere gaben je ein Renntier auf jede jukagirische Familie. Das Fleisch reichte freilich nur für einige Tage. Ein armer Koräke, der nur 20 Tiere besass, blieb, entrüstet über die Handlungsweise der Lamuten, bei den Jukagiren und sagte: „So lange ich noch ein Renntier habe, werdet ihr nicht verhungern!“ Die Jukagiren gestatteten jedoch nicht, dass er seine Tiere töte, und halfen sich bis zum Sommer mit Hasen und Rebhühnern durch. Dann erst zog der Koräke nach Gishiga. —



Am oberen Laufe der Kolyma. Mein Rückzug im Winter von den Korkodoner Jukagiren auf jakutischen Pferden.

Den Rückweg vom Korkodon legte ich zu Pferde zurück. Der Weg zog sich anfangs längs des genannten Flusses und von seiner Mündung an längs der Kolyma hin.

Stellenweise waren beide Ufer von steilen Felswänden begrenzt, und der ganz offene oder mit Oberwasser bedeckte

Fluss machte ein Vorwärtskommen fast unmöglich. Ueberall waren Naledi[1], bedeckt mit tiefem Schnee, der das Zufrieren verhindert hatte und durch den auch die Eisdecke sich nicht verdicken konnte. Ueber den offenen Stellen des Flusses stand dichter Nebel. Die Pferde, die weisse Decke betretend, sanken bis zum Schenkel in weichen Schneebrei, der augenblicklich an den langbehaarten Beinen der Polarpferde gefror. Hie und da brach das Eis, und die beladenen Pferde mussten aus dem Wasser gezogen werden.

Ich hatte in meiner Begleitung die erfahrensten Führer, den bekannten Schalugin und seinen Sohn Chotingi. Einer von ihnen ging auf Schneeschuhen voraus und prüfte mit langer Lanze die Festigkeit des Eises; der andere, auf einem Pferde reitend, beschaute die Umgebung und zeigte die Richtung. Der Zug folgte nach.

Der ganze Weg bis zur Jassatschnaja dauerte 13 Tage. Nur an der Mündung des Korkodon übernachteten wir in der Wohnung eines Lamuten, der dort seinen Winteraufenthalt hat, die übrigen 12 Nächte brachten wir unter freiem Himmel zu. Die ganze Zeit war die Temperatur — 35 bis — 45°; es kam die rauheste Jahreszeit; die ganze Natur verfiel in todesähnliche Erstarrung, ringsumher herrschte Ruhe und Einsamkeit.

Schon schläft der Bär in seiner Höhle, das Eichhörnchen verlässt nicht mehr sein Nest, der Specht lässt sein eintöniges Hämmern an der Rinde des Lärchenbaumes nicht mehr ertönen und der Hase schlummert unter dem vom Sturme entwurzelten Baume. Auerhahn und Schneehuhn haben sich im Schnee vergraben, aus dem hin und wieder, wenn man auf denselben tritt, ein erschrockenes Huhn unter unseren Füssen hervorfliegt. Die weisse Eule, welche dort überwintert, sitzt, den Kopf unter den Flügeln verborgen, da, während die vierfüssigen Raubtiere zusammengekauert daliegen, die Köpfe in das dicke Fell vergraben. Von dem eisigen Hauche der

---

[1] So nennt man in Ostsibirien das im Winter auf dem Eise der Bergflüsse vorkommende Oberwasser. Die Erscheinung der „Naledi“ ist bis jetzt noch nicht hinreichend erklärt.

Natur und dem die Luft erfüllenden Schneestaube[1] erscheinen uns die Bäume wie Greisenhäupter.

Unter diesen Breiten verschwindet die Sonne nicht ganz, zu dieser Zeit aber steht sie während des Tages am Rande des Horizontes, ohne Strahlen, kalt und blassgelb, wie der Boden einer messingenen Pfanne. Sie blendet nicht das Auge und kann ihren eigenen Widerschein nicht verdunkeln. Die blasse Scheibe des Mondes verlässt auch bei Tage nicht das Himmelsgewölbe.

Zum Nachtlager wählten wir Orte, die vor Winden geschützt waren, im Walde, wo man trockenes Holz zur Hand hatte. Einige scharrten mit Spaten den Schnee fort und errichteten davon einen kreisartigen Wall, andere fällten Lärchenstämme, von denen man im Centrum des Walles einen ungeheuren Scheiterhaufen aufrichtete. Zu beiden Seiten des letzteren, längs der brennenden Stämme, werden auf dem Walle Stangen in senkrechter Richtung in den Schnee gesteckt und von aussen mit Fellen bedeckt. Unter diesen schrägen Schutzwänden breitet man auf dem Schnee Renntierfelle aus, die nun zum Nachtlager dienen. — Die riesige Flamme des Scheiterhaufens verwandelt allen Schnee ringsumher in Dampf, der an dem erkalteten Gesichte, den Haaren und an der haarigen Kleidung zu Reif wird. — Dichter Nebel umhüllt das Lager, und die Menschen darin, ganz weiss geworden, werden grossen Hasen ähnlich. Mit welchem Behagen schlürfte man, am Scheiterhaufen sitzend, den erquickenden heissen Thee, und wie wärmte man sich die Hände an der Tasse! — Das schlimmste ist das Schlafen in den sogenannten „Polargasthäusern“. Aber man gewöhnt sich schliesslich an die Kälte, wie an manches andere im Leben. Die meisten Eingeborenen ziehen sich ganz nackt aus und bedecken sich mit einer Decke von Renntier- oder Hasenfellen, die in einem Sacke für die Füsse endigt. Die Eingeborenen folgen nicht unserem Sprichwort: Kopf kühl, Füsse warm! Sie legen sich mit dem Kopfe zum Scheiterhaufen, als fürchteten sie, das Gehirn könnte erfrieren. —

---

[1] Während sehr niedriger Temperatur fällt der Schnee, anstatt in Flocken, in Staub herunter.

Nun sind alle eingeschlafen. — Die Flamme des Scheiterhaufens erlosch, nur die Kohlen glimmen noch. Bei meinen schlafenden Gefährten entblössen sich bald bei dem einen, bald bei dem andern der oder jener Teil des nackten Körpers; der Rücken, die Brust u. s. w., aber sie schlafen ruhig weiter. Was mich anbetrifft, so fand ich diese Nachtlager sehr wenig bequem, und lange konnte ich mich ihnen nicht anpassen. Zog ich die Decke ganz über mich, so bekam ich Atemnot; öffnete ich nun eine Ecke der Decke, um nicht zu ersticken, und war kaum wieder eingeschlummert, so spürte ich, wie die Nase vor Frost zu schmerzen anfing. So aufgeweckt, war es mir nicht möglich, die Augen zu öffnen, denn die Augenlider sind zusammengefroren und das Gesicht mit dichter Reifschicht bedeckt, der gelüftete Rand der Decke aber ist hart geworden, wie eine Baumrinde. Aber Not ist der beste Lehrmeister, und so gewöhnte ich mich allmählich an diese Schneelager. Im übrigen geht es in den ledernen Urassen der Tungusen und Lamuten im Winter nicht besser zu, was ich während meiner Reise zur Genüge erfahren hatte, da ich mehrere Monate in solchen Wohnungen zubrachte.

Endlich gelangten wir am 28. November in das jukagirische Winterdorf an der Mündung der Jassatschnaja, wo ich im Jahre 1895 einige Monate verlebt hatte. Mit welchem Vergnügen verliess ich des Morgens das letzte Nachtlager auf dem Schnee, und wie froh war ich, als sich tief in der Nacht Rauch und Funken der jukagirischen Herde zeigten!

Es ist schwer, das Wohlbehagen zu beschreiben, das man nach solcher Reise, in menschlicher Wohnung, mag sie auch so schlecht als möglich sein, vor dem lodernden Kaminfeuer empfindet. Nicht weniger glücklich fühlten sich meine alten Freunde, die Jassatschnaja-Jukagiren, die meine Vorräte treu bewachten und eine Bewirtung mit Thee, Tabak und Zwieback mit Sicherheit voraussahen.